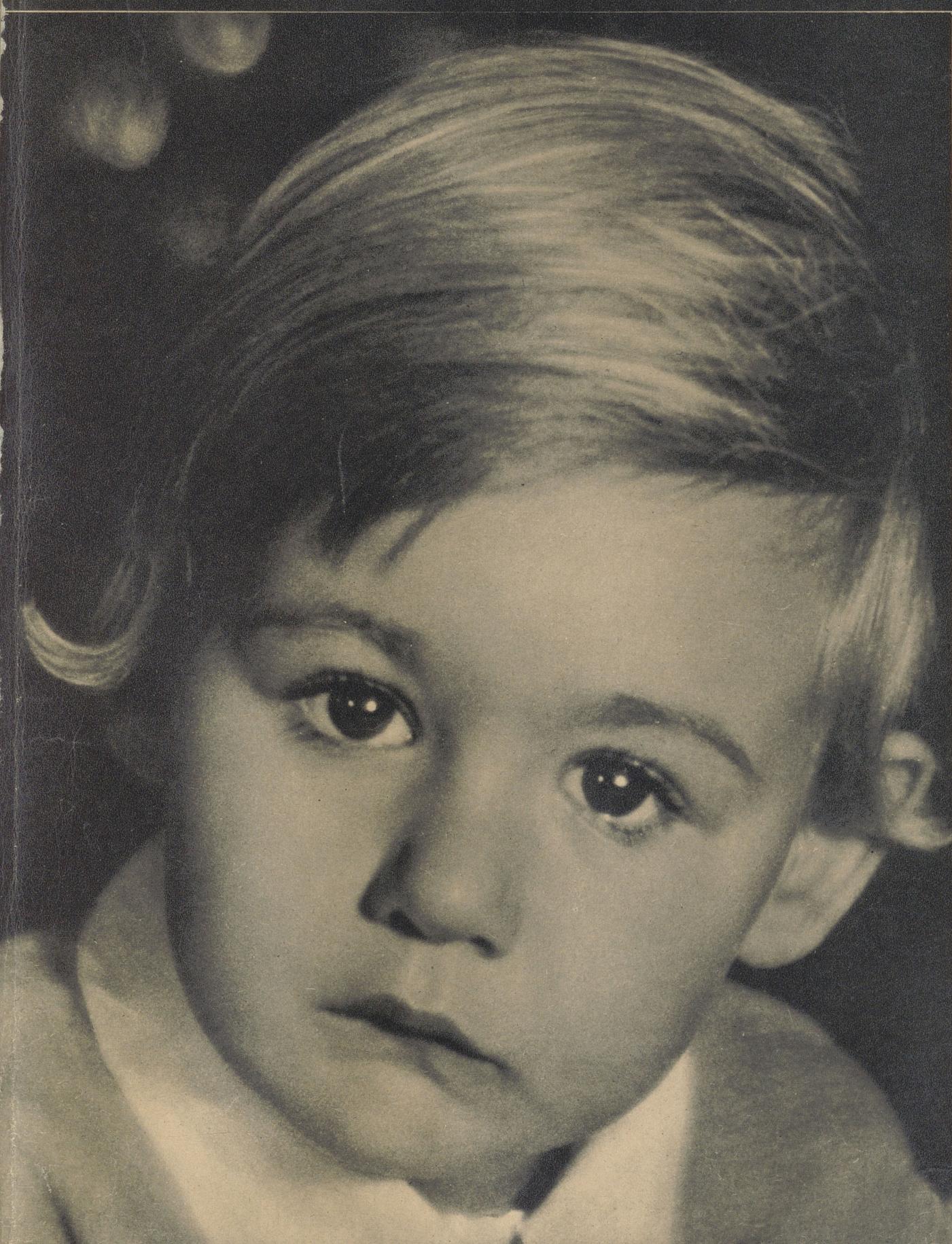


Die Gartenlaube



Aufn. E. Hase

NUMMER 18

30 Pfg. 10 Cents USA
60 Gr. Öestr.

BERLIN, 4. MAI 1933

Vom Ohr zum Herzen

Krau Erika. Zwischen Ihrem Mann und Ihrer erwachsenen Tochter ist ernster Zwist ausgebrochen, weil er die Besuche der Tochter bei einem befreundeten Studenten nicht erlauben will.

Bei vollem Verständnis für den Protest Ihres Mannes halte ich jedoch die Schroffheit seiner Maßnahmen für gefährlich. Mit seiner Weigerung, das Studium weiter zu bezahlen, treibt er seine Tochter immer mehr in die Opposition, und sie könnte leicht außerhalb des Hauses den Trost suchen, der innerhalb fehlt. Sprechen Sie aber auch sehr ernst mit Ihrer Tochter und zeigen Sie ihr, daß diese Frage gar nicht so einfach mit dem Schlagwort „Wir Modernen“ zu erledigen ist und daß sie, mindestens solange sie im Elternhaus lebt, sich den Wünschen der Eltern fügen muß.

M. In einer Ihnen befreundeten Familie hat der Sohn des Hauses zu einer Dame Beziehungen angeknüpft, die von der ganzen Familie nicht gutgeheißen werden. Die Schwester des Betreffenden hat Ihnen nahegelegt, mit dem Bruder zu sprechen. Sie sind nun unschlüssig darüber, in welcher Weise Sie sich dieser Aufgabe unterziehen sollen.

Wenn Sie schon einmal mit einer mündlichen Aussprache Erfolg gehabt haben, wäre es wohl das Nächstliegende, Sie sprächen einmal wieder mit dem Bruder. Eine schriftliche Mahnung halte ich für wenig angebracht. Überhaupt erscheint mir eine Einmischung recht bedenklich, da es sich um einen Mann reisen Alters handelt, der wissen und selber verantworten muß, was er tut. Von jedem Schreiben, auch in bezug auf die Schwester, würde ich Ihnen schon deshalb abraten, weil man Ihre Motive gerade im Hinblick auf die Vergangenheit leicht mißdeuten könnte, Sie aber verpflichtet sind, auch an den Frieden Ihres eigenen Hauses zu denken. Ich habe den Eindruck, daß es bei dem ganzen Zwist sehr auf das Verhalten der Schwester ankommt; sie müßte in Güte und Geduld darauf bedacht sein, das gute Geschwisterliche Einvernehmen wiederherzustellen, denn sie kann nicht erwarten, daß der Bruder sehr um sie bemüht ist, wenn die Geschwister einander nicht mehr verstehen.

L. S. K. Ihrem Wunsche kann ich leider nicht entsprechen, weil ich damit meine Befugnisse übertreten würde. Mit einer Vermittlung würde ich Ihnen auch keinen Dienst erweisen. Sie müssen nun selber Manns genug sein, um Ihre Sache bei den Eltern zu verfechten, und wenn Sie in so schwerwiegender Sache nicht selbst Ihr Schicksal mestern, werden Sie auch in anderen Lebenskämpfen schlecht bestehen. Haben Sie den Eltern meine damalige Antwort gezeigt? Solange Sie aber vor einer klaren Aussprache „kneifen“, können Sie nicht erwarten, daß sich Ihre Lage bessert. Genau das gleiche, was Sie mir von Ihrer

Liebe berichten, müßten Sie doch zumindest Ihrer Mutter klarmachen können.

Gartenlaube 2201. Ich muß darauf verzichten, Einzelheiten Ihres Briefes hier wiederzugeben, möchte Ihnen Notruf aber dennoch nicht unbeantwortet lassen.

Ich möchte zuerst an den Schluß Ihres Briefes anknüpfen: Sie nennen sich einen religiös veranlagten Menschen. An- gesichts der Schilderung Ihrer Vergangenheit muß ich annehmen, daß Sie die Religiosität sehr äußerlich verstanden haben, denn sonst wäre die Leichtgläubigkeit und — verzeihe Sie das harte Wort! — Leichtfertigkeit unverständlich, mit der Sie als junges Mädchen sich in Beziehungen eingelassen haben, die Sie von Anfang an auf eine schiefe Bahn bringen mußten. Und dann wurde Ihnen nicht einmal der erste Schiffbruch zur ersten Mahnung, sondern Sie stürzten sich eiligst, nur aus Angst, „Klebzugableben“, in ein neues Erlebnis. Traurig ist, was Sie getan haben, aber fast noch trauriger und zerstörender ist Ihre völlig falsche Einstellung in der Frage, die grundsätzliche Verkennung des großen Ernstes, der hinter diesen Dingen steht. Und jetzt grübeln Sie darüber nach, wie Sie den zweiten Freund fesseln können, anstatt nun wenigstens zu erkennen, daß Sie auch das zweite Spiel verloren haben. Können Sie denn wirklich Ihre weibliche Würde so mißachten, einem Manne nachzulaufen, dem Sie schon jetzt so manchen „Seitensprung“ verzeihen mußten, für den Sie eine unter vielen sind? Verzeihe Sie, wenn ich mich kraß ausdrücke; aber dies ist es, was Ihnen fehlt: jemand, der Sie aufrüttelt, der Ihnen zeigt, was für einen traurigen Weg Sie gegangen sind und wahrscheinlich noch weiter gehen, wenn Sie nicht ganz energisch kehrt machen und sich wieder auf den Ernst sittlicher Forderungen befreien. Hören Sie gut auf die innere Stimme, die sich in Ihnen zu röhren beginnt! Sie haben es richtig erkannt: Leid und Unordnung Ihres Lebens sind erwachsen aus dem bösen Anfang. Herauskommen können Sie nur, wenn Sie einen dicken Schlüßstrich unter die Vergangenheit ziehen, die Beziehungen mit dem Manne abbrechen, so weh es auch tun mag, und sich einem anderen Lebensinhalt zuwenden als nur dem Ziel, sobald wie möglich einen Mann zu finden. Und wenn es Ihnen ernst ist mit der Sehnsucht nach Mutterschaft, dann arbeiten Sie an sich, streben Sie nach innerer Sauberkeit, damit Sie eines Tages vor den Augen Ihres Kindes bestehen können! Quälen Sie sich doch nicht mit dem Neid, weil andere junge Mädchen Sonntags mit „ihren Kavalieren“ ausgehen können! Sie wissen selbst aus trauriger Erfahrung, wie dieses Kavalieratum oft in der Nähe aussieht. Und nun verübeln Sie mir meine Offenheit nicht; wer wirklich helfen will, darf nicht nur Trost sein.

Frau Anneliese. Sie haben von einem Onkel eine größere Geldsumme geschenkt bekommen und möchten sich dafür ein Grammophon kaufen, während Ihr Mann für eine Radioanlage ist.

So lange jeder nur will, daß der andere nachgibt, wird Ihnen wohl nur das Los übrigbleiben.

In der nächsten Nummer

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgewand . . .

Ein kulturhistorischer Beitrag von Dr. Erich Ritter mit Zeichnungen von Erika von Roux

Meine Schafe

Erzählung von der Alm von Otto Ehrhart-Dadiau

Frau von eigenen Gnaden? Roman von Adele Ude

Luftalarm!

Von Günter Klaus mit vielen interessanten Aufnahmen

Das Ei des Kolumbus. Erzählung von K. J. Grün

Das goldene Grab. Novelle von Annie Francé-Harrar mit Zeichnungen von Irmgard Straub

Der Mann, der 70 Sprachen sprach

Von Paul Elbogen

Klein-Viola und die Tiere

Eine Kindergeschichte von Zarita Heupel-Pickerott

Mode: Waschbare Strickkleidung

Modisches Allerlei aus Filz

Für Badefische und Schüler

Küche: Neue Reisgerichte

Billige Mahlzeiten

Theater und Film

Der Radio-Doktor: Sdirmgitterröhren und Pentoden

Lauchstädter Brunnen

Zu Haustrinkkuren

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Ischias, Nervosität

Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit

schlechter und fehlerhafter Blutbeschaffenheit

Bestes Kurgetränk bei Zuckers- und Nierenleiden, Arterienverkalkung

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch Apotheken, Drogerien und

Mineralbrunnenhandlungen oder durch den

Brunnenversand der Heilquelle zu Bad Lauchstädt

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos



Die Gartenlaube



Berlin, 4. Mai

Begründet 1853

Nr. 18

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



Das neue Rom

Blick aus einem Rundbogen des Kolosseums auf die „Via dell' Impero“, die neue Durchbruchstraße zwischen Kolosseum und Palazzo Venezia
Aufn.: Schotten



Das neue Kapitol ist mit seiner Siegeshalle höher als das alte (im Hintergrund)

Die 7-Hügelstadt auf 13 Hügeln

Rom sieht heute anders aus

Von Gustav W. Eberlein

Mit Zeichnungen von Karl Storch * Aufnahmen: Schotten

Von der altangesehenen Firma Romulus & Remus hoffnungslos verbaut, von neuen Verkehrsritten überrumpelt und unbarmherzig dazu angetrieben, bald ein antikes, bald ein amerikanisches Gesicht zu zeigen, befindet sich die Ewige Stadt heute in einer wenig beneidenswerten, schon eher als Klemme zu bezeichnenden Lage. Andere würden dabei vielleicht kleinlaut werden, Rom tut das Gegenteil. Es ist von einer Großlautigkeit, daß man ohne Übertreibung behaupten kann, am Tiber in der lärmendsten Stadt der Erde zu sein. Freilich auch in der interessantesten: Da ist keine Änderung eingetreten.

Wenn es dem Amerikaner zu eng wird, ruft er einfach: Weg damit! Um zu räumen! Der Römer setzt zögernd den Spaten an, und beim Aufheben fällt ihm bereits der Archäologe in den Arm: Halt! Tabu! Heiliger Boden! Das ist der Unterschied, an dem sich auch die großzügigsten Städtebaumeister, die Zähne ausbeifzen würden. Man muß

sich vorstellen, daß im alten Rom der Verkehr tagsüber verboten war, aus dem einfachen Grunde, weil sonst die Fußgänger der Millionenstadt unter die Räder gekommen wären. Erst um die siebente Abendstunde hob der Schupo, Vigilis hieß er damals, den Arm und gab der ungeduldigen Fuhrwerksmeute die Bahn — das heißt enge, winkelige Gassen — frei. Die Miethäuser wie die Paläste mußten einander auf die Schultern steigen, so eingekleilt waren sie. Daß das Kapitol ein Hügel war, ließ sich vom Forum aus kaum mehr erkennen. Außerdem lief ein doppelter Mauergürtel um die Altstadt, er steht noch zum guten Teil, und in diese Schachtel wurden nun auf einmal dreißigtausend Automobile und Omnibusse hineingeworfen: So, nun schaut, wie ihr zurecht kommt! Die Omnibusse haben einen Stock auf den anderen gesetzt, gegenwärtig sind wir beim dritten angelangt, aber die Wagen tun es nicht unter vier Rädern. Es war also das Problem zu lösen, wie man für die Wagen feste Unterlagen, gemeinhin Straßen genannt, schaffen könnte, ohne die unnachgiebigen Schachtelwände zu sprengen. Nicht so einfach, denn Rom hat — anders als Berlin mit Kurfürstendamm und Linden und Potsdamer Platz — nur ein einziges Zentrum, so wie eine Scheibe; kann nicht mehr haben, weil die Verkehrsströme einem Naturgesetz gehorchen, wenn sie von den sieben oder acht Hügeln herunter auf den Corso fluteten.

Unter solchen Verhältnissen soll sich nun das „Rom Mussolinis“ entfalten. Man spricht allen Ernstes davon wie vom Rom des Augustus, der Duce hat einen Piano Regolatore, einen neuen Bebauungsplan, ausarbeiten und sofort in Angriff nehmen lassen. Seither wird gebuddelt und gebaut, ausgegraben Tag und Nacht, so daß die Scheinwerfer mit Kalt-



Auch das gibt es in Rom: Ausfahrt zum Wintersport



Modellmarkt an der Spanischen Treppe
um 1800

Rechts: Hier dehnten sich die Thermen Caracallas... Heute: Autoauffahrt an der Piazza dell' Esedra



staubwolken ringen. Kirchen sinken um, Heidensäulen stehen auf. Am Corso Vittorio Emanuele wollten sie durch Niederreihen des einträglichsten Häuserblocks Platz gewinnen, da schossen aus dem Schutt der vernichteten „Goldgruben“, wie die Geschäftsleute jammerten, gleich vier Tempel auf einmal — und die Autos müssen nun ehrfürchtig herumfahren.

Goethe, ach du lieber Himmel, Goethe geriet in ein Landstadt-

idyll, in eine grandiose Villenstadt, deren Weingärten und Pinienhaine über dem Grab der Antike wucherten. Heute fände er vielleicht auch wieder einen schönen Rücken, um darauf seine Hexameter zu standieren, aber schwerlich Muße zu römischen Elegien. Er würde am Steuer sitzen und auf die zuchtlösen Radfahrer schimpfen. „Lieber Edermann, spreche Er mir nicht von einem Spaziergang vor den Toren!“

Rom verändert sein Gesicht. Heute sieht es schon wieder ganz anders aus als vor zehn Jahren. Ist doch zu den materiellen, verkehrsstatistisch erfassbaren Umwälzungen auch eine geistige Wandlung hinzugekommen, die faschistische Idee, die der cäsischen, der harten römischen Lebensauffassung verwandter scheint als dem *Dolce far niente*, das unseren Vätern Inbegriff des Südens war. Die Zentralisierung des Staates riß über Nacht Hundert-

Links:
Ganz neue Vororte entstehen...
Die Obdachlosen müssen aus ihren selbstgebauten, verfallenen Baracken in die städtischen Großsiedlungen gegenüber umziehen

Rechts:
Bersaglieri



tausende nach Rom, die Einwohnerzahl schnellte, sich verdoppelnd, auf eine Million, rückt dem augusteischen Adressbuch also rasch auf den Leib. Die beispiellose Wohnungsnot, die so entstehen mußte, wurde auf die einfachste Weise behoben — indem man nämlich Wohnungen baute. Häuserblöcke, Straßenfluchten, Stadtviertel. Die Ausflugsberge jenseits des Tiber, der Gianicolo, der Monte Verde, der Monte Mario, gingen unter in den Menschenschwärmen, selbst den entfernteren Mons Sacer, auf den sich seinerzeit die Plebs zurückzog, fraßen die Häuserlawinen so rasch wie den Monte Pincio; die Vatikanstadt zog sich auf den mauerumgürteten Mons Vaticanus zusammen, und so wurde aus Rom die Stadt der dreizehn Hügel. Aber der Verkehr bildet nach wie vor den einzigen, phantastischen, lebensgefährlichen Strudel um den Corso



Das neue Rom hat auch einen neuen Verkehrstunnel, der in der Länge von ungefähr 1 km unter dem Quirinal hindurchführt und zwei Hauptverkehrsadern miteinander verbindet

herum. Und dabei wird gerast und gehupt, als müsse doch noch ein Rom in einem Tage erbaut werden.

Heute und gestern — das ist wie das Vorher-Nachher oder das „Vor dem Gebrauch“ und „Nach dem Gebrauch“ der Schönheitsreklamen. Da will der Romfahrer, der nun zu einem D-Zugpilger geworden ist, etwa den berühmten Corso sehen, die Wagenauftahrt auf der nach ihr benannten Hauptstraße, und ist erstaunt, in ein Autodauerrennen geraten zu sein. Es sind Verkehrsampeln da, nur leider kennen sie kein Signal für den Fußgänger. Der muss springen, wenn ihm sein Leben lieb ist. Ein romantischer Leser hat einmal was von den Gärten des Königs gelesen und sucht sie nun in dem Tunnel, den man unter ihnen, unter dem Quirinal hindurchgetrieben hat. Dabei wurden die Licht- und Luftschächte vergessen. Was das heißt, kann sich niemand vorstellen, der nicht zu Fuß den Höllenweg hindurchgegangen ist. Die Röhre ist vollgepreßt mit zertrümmerter Luft, verknäulten Lärmwellen, übeln Staub- und Gasgemengen. Die Autos dürfen mit Schnellzugsgeschwindigkeit hindurchfliessen, und doch ist es, als bohrten sie sich durch eine kompakte Masse.



Für den Platz um das Pantheon herum hat Argentinien — wie aus einer Marmortafel ersichtlich — das Holzplaster gestiftet, „damit immer religiöses Schweigen um die Grabstätte der ersten Könige Italiens herrsche“. Es ist ein Zirkus mit Manegenlärm daraus geworden. Dann der berühmte Blumen- und Modellmarkt an der Spanischen Treppe! Verschwunden wie die Bilder von den Zimmerwänden moderner Sachlichkeit.

Im Aussterben begriffen sind die gemütlichen Pferdedroschken — eigentlich schade! —, doch hat sich der früher so behäbige Quirite auch damit abgefunden und freut sich sogar als Fußgänger, wenn der „Metro“, das ist der Metropolitano oder Verkehrspolizist, zu Weihnachten recht reich von den Automobilisten beschenkt wird.

Sie grüßen Cäsar auf dem ausgegrabenen Forum mit ausgestrecktem Arm und bringen es fertig, im gleichen Atemzug zu sagen: Nur der Lebende hat recht! Der Widerspruch fällt gar nicht auf.

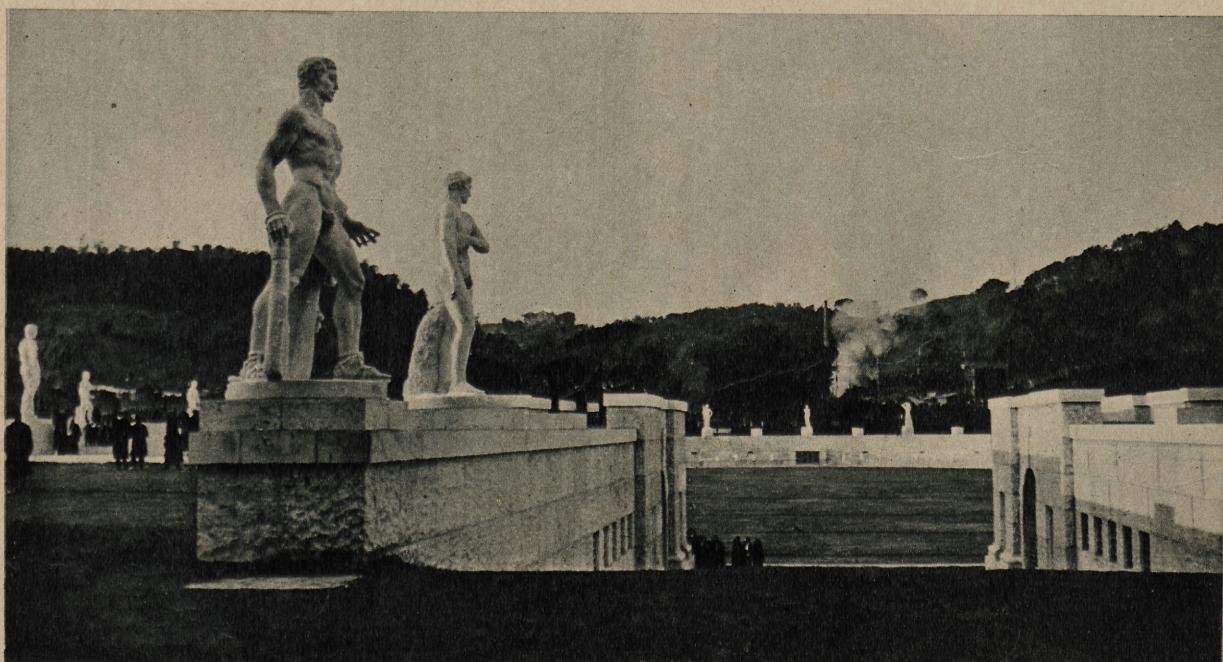
Das ist das seltsame Doppelantlitz Roms. Es schaut gleichzeitig in die Vergangenheit wie in die Gegenwart, während die Zukunft schon geharnischt und gewappnet wie Pallas Athene aus dem Hause des Zeus springt.



Links: Auf dem Corso, dem Mittelpunkt der Altstadt, herrscht besonders in den Mittags- und Abendstunden ein riesiger Autoverkehr



Rechts: Carabinieri



Wiedererstandene Antike: Das neue Forum Mussolini

Die Glücksträhne

Von Georg Grau

Serien und Duplizitäten sind gewiß keine Erfindung von Journalisten, wie manchmal behauptet wird. Jeder kennt sie am Filmband seines Schicksals, jeder hat seine guten und schlechten Tage, seine schöpferischen und stumpfen Perioden. Wem ist es noch nicht aufgefallen, wie die springende Kugel auf der Roulette seines Lebens Serien bevorzugt, wie überall, wo der Zufall seine Hand im Spiel hat, er mit Vorliebe die guten wie die bösen Dinge aneinanderreih't?

Auch Goethes scharfes Auge ist diese Gesetzmäßigkeit nicht entgangen. Er suchte nach einer Lösung des Problems mit den folgenden Worten: „Wie man zu sagen pflegt, daß kein Unglück allein komme, so läßt sich wohl auch bemerken, daß es mit dem Glück ähnlich beschaffen sei, ja auch mit anderen Umständen; sei es auf eine harmonische Weise um uns versammeln; sei es nun, daß ein Schicksal vergleichen auf uns lege oder daß der Mensch die Kraft habe, das was zusammengehört, an sich heranzuziehen.“

Hat der Mensch wirklich die Kraft? Stehen wir nicht immer zwischen den inneren und äußeren Gewalten, ohne zu wissen, aus welcher Richtung der Pfeil kam? Die Frage lautet: Sezen wir — vielleicht unbewußt — den Mechanismus der Serie in Bewegung oder wird er uns von außen aufgezwungen? Wer vermag hier eine Antwort zu geben! Sie wäre die Lösung der letzten Schicksalsrätsel. Einigen wir uns, daß auch die Serie zur Wirkungsweise des Schicksals gehört, jenes unlösblichen Zusammenspiels von Innen- und Außenwelt.

Freilich gibt es Serien, wo der persönliche Einfluß seine Herrschaft gänzlich verliert, wo mit des Geschicks Mächten auch die Einsicht keinen Bund zu flechten vermag.

Am ersten schönen Sonntag des April 1930 machte der bekannte Stockholmer Sportsmann Carl Plym mit seinem Bruder Gustav eine Motorbootfahrt. Der Bootsmotor explodierte, und beide Brüder retteten sich mit knapper Mühe ans Land. Am folgenden Sonntag unternahmen die beiden Brüder mit Freunden einen Ausflug an die Meerestüste. Plötzlich war Gustav Plym verschwunden. Man fand ihn alsbald bewußtlos unterhalb einer Klippe liegen. Carl Plym bestellte sofort telefonisch ein Sanitätsflugzeug. Auf dem Rückflug nach Stockholm stürzte die Maschine ins Wasser. Als man die Insassen barg, hatte sich Gustav Plyms Zustand lebensgefährlich verschlimmert, während Carl Plym ertrunken war.

Unerbittlich hatte sich der Tod an die beiden Brüder gehetzt, bis ihm mit einer Serie von Verhängnissen das grausige Werk gelungen war. Aber nicht immer trifft die Serie aus einem unbekannten Dunkel.

Wie die moderne Psychologie behauptet, sind wir — bewußt oder unbewußt — an vielen Glücks- oder Pechsträhnen nicht ganz unschuldig. Jeder kann es an sich selbst beobachten. Das Glück schafft die innere Sicherheit und optimistische Bereitschaft, dem Glück weiter auf den Fersen zu bleiben; Unglück dagegen macht unsicher, lähm't die Unternehmungslust — man über sieht jede Chance und greift weiter daneben. Dies möge für die persönliche Lebensgestaltung nicht selten zutreffen und das Geheimnis mancher Serie bilden. Wir selbst sind es dann, die den Mechanismus der Serie in Bewegung sezen, die dem Pfeil des Schicksals seine Richtung geben, um ins Glück zu treffen — oder daneben.

Noch eine psychologische Tatsache ist zu berücksichtigen. Ein gewisser Beharrungstrieb oder Wiederholungszwang läßt uns oft in die Fährte treten, die unser Fuß schon einmal gegangen ist. Ähnliches versucht das Ähnliche wie ein Magnet heranzuziehen. (Das meinte Goethe mit seinen Worten.) Darum wird mancher, der bei bestimmten Gelegenheiten Pech hatte, einem unergründlichen Seelengesetz folgend die gleiche Gelegenheit aufsuchen — um wieder Pech zu haben. So widerspruchsvoll geht oft die Uhr unseres Schicksals.

Wie soll man aber dieser berüchtigten Pechsträhnen Herr werden? Es ist nicht Sinn dieser Betrachtung, Rezepte darzubieten. Auch hier hilft nur das unsterbliche „Erkenne dich selbst!“ Die innere Ursache muß aufgespürt werden, warum man immer die bittere statt der süßen Medizin wählt. Das mag schwerer sein als es klingt, aber wer jene äußerst gefährliche Vorstellung, ein Pechvogel zu sein, ernsthaft aufgibt, ist schon auf dem halben Wege, sich in einen Glückspilz zu verwandeln. Freilich läßt sich einwenden, daß hier die „schlechten Zeiten“ einen Strich durch die beste Seelenrechnung machen, aber das ist nur bedingt richtig. Wie in einem verworrenen Bindsadennäuel muß das Zipfelchen einer Glücksträhne einmal aufgespürt werden. Dazu gehören Geduld, Zuversicht und Optimismus, und die kann man auch in „schlechten Zeiten“ haben.

Gewiß zeigt sich die Serie oft in einer Art, die ans Mystische reicht. Aber das scheint nur so, weil wir die innere Gesetzmäßigkeit nicht erkennen. So erzählte der Psychologe Herbert Silberer: „Ich lese einen Artikel über die Pflege des Kohls — zu Mittag haben wir als Gemüse Kohl — nachmittags besucht mich ein Herr Kohl, und bald darauf pläzt mein Bruder, von einem Vortrag kommend, heraus: „War das aber heute ein fader Kohl!“ — Soviel Kohl an einem Tag — welch neidisches Spiel des Zufalls!“

Der Dichter August Strindberg, hypochondrisch und ängstlich, achtete peinlichst auf alle Fingerzeige unbekannter Gesetzmäßigkeiten. In seinem „Inferno“ schrieb er sich diese Dinge von der Seele. So stieß er bei seinen alchimistischen Studien auf die Schrift eines gewissen Orfila. Einige Tage später stand er während eines Spaziergangs auf dem Friedhof Montparnasse vor dem Grabstein Orfilas, und kurze Zeit darauf zog er in ein Hotel Orfila.

So wird wohl jeder von uns bisweilen von Namen verfolgt. Sie tauchen wie Gespenster auf, heften sich an unsere Fersen und verschwinden, um niemals oder nach langer Zeit wieder zu erscheinen. Namen, Zahlen, Farben, Gesichter oder Melodien treten serienhaft in unser Erleben, viel zu häufig, um es mit dem Zufall, dem Mädchen für alles, erklären zu können. So begegnet man nach Jahren einem alten Bekannten, trifft ihn jetzt plötzlich kurz hintereinander zweimal, dreimal — und dann verschwindet er wieder. Auch hier wirkt das Trägheitsgesetz der Serie. Es ist, als ob die Erlebniskreise zweier Menschen, in Berührung gebracht, eine Weile aneinanderhaften, bevor sie sich wieder trennen.

Die Wissenschaft bemüht sich, eine allgemeingültige Erklärung für die Serie zu finden. Wir wissen, daß alles Sein in Rhythmen pulsiert oder in Schwingungen, deren Wellenlängen immer und überall verschieden sind. Da aber jede Welle eine Einheit darstellt, muß auch alles Geschehen in Einheiten verlaufen oder, wie es die Physik ausdrückt, in Quanten. Auch die Serie ist eine Art Wirkungsquantum, denn wenn eine Roulettekugel fünfmal hintereinander auf Rot fällt, so bilden diese Würfe eine Einheit.

Das Schicksal zahlt also nicht in einzelnen Pfennigen, sondern gleich in Markstücken. Darum erleben wir es immer wieder, daß das Füllhorn der Glücksgöttin nicht langsam tropft, sondern auf einmal ihr „Quantum“ ausschüttet, leider aber auch, daß der Kelch der Bitternis seinen ganzen unerwünschten Inhalt über uns ausgießt. Ein Unglück kommt nie allein, doch ebenso wenig kommt ein Glücksschlag allein spaziert, „denn das Glück, das so leichtfüßig scheint, wird eine seßhafte Bürgersfrau, sobald es jemand liebgewinnt“.

Entschließen wir uns zu den Glücksträhnen! Die Roulette unseres Lebens hat sie immer bereit — aber vor allen Dingen müssen wir mitspielen und uns nicht einbilden, daß es für uns nur Pechsträhnen gibt!

Der Engpaß

Erzählung von Marianne von Ziegler
Mit Zeichnungen von Prof. Paul Scheurich

Von Seehausen nach Obermühl führt durch den malerischen Gamsgraben eine einsame Waldstraße. Erst in letzter Zeit hat eine hohe Obrigkeit die Strecke auch für den Kraftverkehr freigegeben, teils auf Drängen der beiden Gemeinden, teils weil der trostlose Zustand der Straße, für den jahraus, jahrein die schweren Holzfuhrwerke sorgten, schon einem allzu regen Verkehr abschreckend entgegenstehen würde. Damit war alles in bester Ordnung. Die Lenker der großen Lieferwagen, die Brauereien und Lebensmittelgeschäfte nunmehr gern auf dem näheren Weg entstanden, und die im Revier beschäftigten Holzknächte kannten ihre Fahrtstunden genau und wußten einander an den geeigneten Stellen auszuweichen. Wenn es sich aber wirklich fügte, daß in dem engsten Teil der Schlucht zwei Gefährte sich unversehens gegenüberstanden, so einigte man sich gütlich, indem nach Austausch einiger Kraft- und Kernworte der Nachgiebigere eben so weit zurückfuhr, bis der Straßenrand ein Ausbiegen in Wald oder Wiese ermöglichte.

Dennoch entschloß sich Herr Knölling, Lederwaren-Engros, nicht so leicht, von Seehausen aus die Fahrt anzutreten. Sein neuer, starker Wagen strahlte noch ungetrübt in frischem, dunkelblauem Lack, und die Karosserie übertraf an Breite alles Gewohnte; denn sie war eigens nach den Ausmaßen des Knöllingschen Ehepaars gebaut worden. Und Herr Knölling empfand zuviel Respekt vor dem Kapital, das in dem stattlichen Behikel steckte, um es auch nur einer Gefährdung seiner Schönheit auszusetzen. Anders seine Amalie. Sie respektierte nichts und niemanden, wie er leider wußte, und erwartete nur ihrerseits, daß man der Firma Knölling überall mit der gebührenden Hochachtung begegne. „Natürlich fahren wir!“ erklärte sie. „Man wird uns schon ausweichen. Ich möchte doch sehen . . .“ Und so fuhr man los.

Es ging auch ganz gut. Die Straße war gar nicht so eng, wie Herr Knölling gefürchtet hatte. Bald tauchte der dunkelblaue Wagen in das Dämmer des Hochwaldes, über dessen Wipfeln sonnenbeschienene Berghäupter glänzten. Der Weg folgte den Windungen eines schäumenden Baches, von dem feuchte Kühle aufstieg. „Himmlisch!“ seufzte Amalie und lehnte sich an den Gatten.

Mächtige moosbewachsene Felsblöcke lagen zwischen den Tan-



nen, die Steilwände traten näher zusammen, bald wand sich die Straße eingeengt zwischen Absturz und Flussbett. Die kritische Stelle war erreicht. Da — war das nicht das Signal einer Trillerpfeife? Hoch und angriffslustig, wie ein Raubvogelruf, schrillte es durch die Luft. Knöllings Chauffeur wandte sich zu seinem Herrn um: Ob er nicht die paar Meter bis zu der eben passierten Lichtung zurückfahren solle, um dort die Begegnung abzuwarten?

„Keinesfalls!“ befahl Amalie. Knölling zuckte die Achseln und gab gehorsam die Weiterfahrt. Wie ein Schlachtruf tönte die tiefe, satte Stimme seines Boschhorns, als man in den Engpaß eindrang. Aber schon bei der nächsten Biegung mußte der Chauffeur mit einem so scharfen Rück bremsen, daß selbst das Schwergewicht seiner Herrschaft etwas aus der Ruhelage kam. Nase gegen Nase hielt man vor einem flinken hellgrünen Wagen, den sein Besitzer ebenfalls im letzten Moment gebändigt hatte.

„Das wäre noch gut abgegangen“, stellte Herr Knölling bleich lächelnd, fest und erkannte in seinem Gegenüber den jungen Breithofer (Breithofer & Sohn, Häute und Felle).

Der grüßte lachend. „Verteufelt enge Sache! Wir stecken fest. Einer muß zurück. Sie haben es bequemer, Herr Knölling. Keine fünfzig Meter bis zu der Lichtung; dort kann man in die Waldwiese ausbiegen. Auf meiner Seite geht die Schlucht noch dreimal so weit.“

Knölling war sonst friedliebend und nachgiebig. Aber da war Amalie, sie erwartete wieder einmal, daß man sich stark zeige. Also: „Nee, mein Verehrtester, wird nicht gemacht. Treten gefälligst Sie den Rückzug an! Auf Ihrer Seite wird sich schon auch so 'ne stille Bucht finden!“ Amalie nickte beifällig.

Der junge Breithofer überlegte kurz. Die Firma Knölling war immerhin 'ne Nummer. Besser, man hielt den dicken Mann bei Laune. Er selbst hätte da einen Posten Kalbfelle zu verkaufen . . . Kurz und gut, er machte sein freundlichstes Gesicht, küßte Frau Knölling die Hand, erklärte sich zum Ausweichen bereit und schritt zu seinem Wagen zurück.

Aber noch hatte er nicht darin Platz genommen, als die Straße hinter ihm erzitterte und er seinen Rückzug abgeschnitten sah durch einen schwer stampfenden Lastkraftwagen, auf dem hochgetürmte Bierflaschenkisten klirrten.

„Ohal!“ sagte der Hollerbräugaver, der ihn lenkte, unterm Bremsen. Breithofer wollte ihm begreiflich machen, daß sie beide zurückfahren müßten, um den Weg freizugeben.

„Warum denn nacha mir zwei?“ fragte der Xaver in aller Gemütsruhe. „Mir müßt'n ja bis zum Seewinkel hinteri; da muß der ander' z'ruck, der hat's viel kommoder!“ Und er entzündete ein Zigaretten, kreuzte die Arme und lehnte sich bequem in den Führersitz.

Nichts zu machen! Breithofer steigt wieder ab, begibt sich abermals zur Firma Knölling, entschuldigt sich ausgiebig: Die gnädige Fraue sehe, er könne leider nicht wie er wolle. Ob nicht vielleicht doch Herr Knölling . . . ?



Diese verfluchte Gamsgrabenstraße! Aber was bleibt hier zu tun? Herr Knölling erteilt seinem Chauffeur den Rückzugsbefehl, verbunden mit allerhand sachmännischen Ratschlägen über dessen Ausführung.

Zu spät! Schon sperrt den Weg hinter ihm ein Fuhrwerk, das sechs oder acht mächtige Fichtenstämmme im Auftrag des Forstamtes befördern soll. Sein Lenker aber ist der Wurzenhansel, und einen Gröberen gibt's nicht zwischen Seehausen und Obermühl. Er fängt auch gleich unbändig zu schimpfen an, vorerst über die Köpfe der

Städtischen weg, warum denn der Hollerbräugaver so spät dran sei, wo er doch wisse, daß er bei der Lichtung drunt' auszuweichen habe. Ungeduldig unterbricht Herr Knölling den homeischen Wortwechsel: „Das Reden hilft hier nichts, guter Mann. Fahren Sie gefälligst die paar Schritte zurück, wie ich es eben auch tun wollte!“

„I?“ sagte der Hansl bloß verächtlich, „i soll z'rück mit mei'm Langholz? Moana Sie, dös geht bei mir also wie bei Eahnerer Benzinkist'n, Eahnerer g'stinkaten? Höi, Xaver! Z'ruck fahrst, du Hammel, du verdrehter!“ Und beide Zeigefinger in doen Mund steckend, stößt er einen Pfiff aus, der Amalis zusammenfahren läßt.

Auch Breithofer hat dem Xaver gut zugeredet. Mißmutig spuckt der den Zigarrenstummel aus und will in drei Teufels Namen seinen Motor anlassen — als hinter ihm neuer Lärm laut wird. Das Dienstauto vom Herrn Forstmeister und er selbst darin! Das hält dicht hinter dem Hollerbräugaver. Der Herr Forstmeister kann das Schimpfen mindestens so gut wie sein Untertan, der Wurzenhansel, und erfreut sich daher allgemeinen Ansehens. Jetzt helfen die zwei von hüben und drüben zusammen und halten dabei die andern in eiserner Umklammerung.

In der Mitte, die Urheber der Lage, sehen sich zur Untätigkeit verdammt. Herr Knölling lehnt sich resigniert zurück und faltet die Hände über den Bauch. Der junge Breithofer aber, der mit Feldherrnblick die Lage erfaßt, tritt wieder an den dunkelblauen Wagen heran, beginnt mit der gnädigen Frau ein Gespräch, und bald landet man im Gebiet der gemeinsamen Geschäftssinteressen. Breithofer zeigt sich gut informiert, kennt den neuesten Börsenklatsch, und mir nichts — dir nichts wirst er seinen Posten Kalbfelle auf den Markt, den er schon lange gern los wäre. „Ich kann Ihnen nur raten, Herr Knölling, kaufen Sie!“

Knölling ist in seine Hand gegeben, kann nicht vor und nicht zurück, schon wird er weich. Hoffentlich hält die Klemme, bis die Sache perfekt ist.

Der Himmel schickt Verstärkung. Hinter dem polternden und fluchenden Wurzelhansl hat sich inzwischen ein sehr forsch Herr eingefunden, der auch weiter möchte und nicht kann. Obwohl er von seinem Kleinwagen eben erst eine Rate bezahlt hat, weiß er ganz genau, wie man hier von Anfang an alles hätte anders machen sollen. Er hält nicht zurück mit guten und leicht ausführbaren Vorschlägen: Von der Felswand gehört mindestens ein Meter weggesprengt, das Strohengeländer auf der andern Seite um ein Stück hinausgerückt. Der Wildbach da unten kann dabei auch gleich reguliert werden — aber das alles hilft nichts, solange nicht bessere Führer ausgebildet und angestellt werden. Kurz, der Herr mit dem Kleinwagen erwirkt sich im Handumdrehen alle Sympathien; der Wurzenhansl spuckt sogar schon in die Hände ...



Die größte Freude macht das alles dem grauköpfigen Hiasl, der den alten Zweispänner des Sternwirts von Obermühl mit ein paar Sommergästen schön gemütlich herüberkutschiert hat. Diebisch freut er sich, wie er sieht, daß die Malefizautos alle miteinander nicht vom Flee können. Da wird sonst immer er angepfiffen, weil's ihnen so pressiert und weil er gern ein bissel einnickt und dann nicht rechtzeitig ausweicht. Wer ist denn nachher diesmal schuld, wenn's nicht vorwärtsgeht, han? Schadenfroh grinst er den Forstamtschauffeur an, dessen Herr ausgestiegen ist und jetzt gerade weiter vorn schimpfen hilft.

Im Mittelpunkt des Geschehens ist man glücklich dabei, den Zahlungsmodus festzulegen. Noch zehn Minuten, denkt der junge Breithofer, noch fünf Minuten brauche ich. Nicht zu glauben, daß ein dicker Mann so zäh sein kann ... Ohne den gesegneten Engpaß hätte ich ihn nie so weit gekriegt!

Endlich — der Schweiß steht ihm unter der Lederlappe — ist er am Ziel. Man schüttelt sich die Hände, das Geschäft ist perfekt. Und da kommt auch Bewegung in die erstarnten Reihen, die Befreiung naht.

Eben als der Herr im Kleinwagen, vor der drohenden Gebärde des Wurzenhansel ausweichend, sich nach rückwärts empfiehlt, kommt schön langsam, die Pfeife in den Mundwinkel gehakt, ein zweiter Waldfuhrknecht, der Mosertoni, der seine beiden ledigen Gäule weiter hinein in den nächsten Holzschlag des Gamsgrabens führen will. Im Handumdrehen sind die ans freie Ende des Langholzes geschrirrt, die Pferde des Hansel vorn dagegen freigegeben. Unter lautem Hott! und Hüh! zieht es mächtig von hinten an, die Fuhr setzt sich in Bewegung, verschwindet um die Ecke. An der Lichtung entwirrt sich dann durch zweimäßiges Ausweichen und Vorsfahren alles zur richtigen Ordnung der Dinge, und endlich setzt jeder die unterbrochene Fahrt weiter fort — als letzter, in tiefes Sinnen versunken, der Wurzenhansel.

Er hat die Stadt-leut' alleweil für damisch gehalten. Und jetzt hat der mit dem grauen Auto ihm noch eigens fünf Markln geschenkt — dafür, daß er ihm den Weg versperrt hat!

Da soll sich denn einer in der Geistesverfassung solcher Leut' austennen! Zu dumm, so was!



FRAU von eigenen Gnaden?

ROMAN VON ADELE UDE

Copyright 1933 by August Scherl G. m. b. H., Berlin

Fräulein Holle, einsam mit all ihren Gefühlen, war sogleich empfänglich für Margarets Händedruck und spürte seine Bedeutung. „Wollen wir gute Freundschaft halten?“ fragte sie rasch und beugte sich nach ihrer Gewohnheit vor, um ihr von unten her in die Augen zu schauen. Aber sie wartete nicht auf eine Entgegngung, sondern hielt die Freundschaft bereits für besiegt, indem sie Margarete lächelnd die Schlüssel entwand. „Ich schließe alles auf. Sie sollen nur eintreten in Ihr neues Heim! Das ist netter.“

Der Hausgang war frisch gerichtet. Auf den freundlichen weißen Wänden hingen die braunen Geweih. Die große Stube war ebenso in ihrer Eigenart gesteigert durch die Auffrischung. Das braune Holz der Täfelung, der schöne grüne Kachelofen in der Ecke mit der rundlaufenden Bank wirkten allein schon wohnlich, ohne daß eine andere Einrichtung vorhanden war. Wie sie später entdeckten, waren alle übrigen Möbel in einem anderen Zimmer zusammenge stellt, offenbar, um sie vor Beschädigungen durch die Arbeiter zu bewahren.

Nachdem die beiden auch durch das obere Stockwerk gegangen waren, kehrten sie noch einmal in die große Wohnstube zurück und setzten sich auf die Bank, die den Kachelofen umlief. Sie beratschlagten über die zukünftige Einrichtung.

Natürlich müsse sie sparsam zu Werke gehen! beschwichtigte Margarete den allzu großen Eifer des Fräuleins Agathe. Sie könne zunächst nur eine bescheidene Summe an die Einrichtung wenden; vielleicht müsse sie sogar ein kleines Darlehn aufnehmen.

Aber gerade das fand Fräulein Agathe sehr interessant. Alles mit eigener Arbeit nach und nach anzuschaffen, niemand fragen zu müssen, niemand zu Dank verpflichtet zu sein — das machte ja gerade die Frau von heute aus.

Nun — eigentlich sei es nicht allzuviel, was sie bisher selber verdient habe! lächelte Margarete etwas nüchtern. Auch dieses Haus übernehme sie gewissermaßen als Erbe. Die Basis biete vielleicht doch mehr oder minder stets die Vergangenheit. Ja, selbst das eigene Können sei schließlich eine Mitgift der Vorfahren. Diese Erkenntnis habe sich ihr gerade in den letzten Tagen aufgedrängt. Es blieb eigentlich erstaunlich wenig übrig, wenn man nur das eigene Verdienst gelten lassen wollte. Sie lächelte dabei, und es klang fast so, als ob sie Agathe Holles Begeisterung absichtlich dämpfen wollte.

Und in der Tat war ihre erste Freude an der Gesellschaft des jungen Mädchens bereits wieder erloschen, und sie merkte es selber, wie sie fast ungeduldig ihr Alleinsein zurückwünschte. Ja, sie hatte wohl kein Talent mehr zu einer Frauenfreundschaft? Das war einmal; Gabriele würde ihre lezte Freundin geblieben sein. Was einmal so enttäuscht hatte, das konnte nur noch wehmütig gemieden und nicht mehr ganz ernst genommen werden.

„Mir scheint doch, Fräulein Dr. Derneggen“, sagte Fräulein Agathe ernsthaft, und es klang bei ihrem noch immer kindlichen Gesicht fast ein wenig altklug, „mir scheint wirklich, Sie wissen Ihre Freiheit gar nicht mehr zu schäzen?“

„Aber das ist doch immer so!“ lächelte Margarete, trok Fräulein Agathes Ernst. „Besitz wird immer alltäglich. Ich habe meine Freiheit und meinen Beruf. Gut! Leidenschaft braucht man nur zur Erreichung eines Ziels. Was Ihnen vorschwebt, ist doch längst überholt; es sind die Gefühle unserer Mütter, die sich noch jeden Schritt in die Freiheit langsam erkämpfen mußten und ihn entsprechend feierten. Wir haben ja nun alles erreicht; wir brauchen keine großen Worte mehr darüber zu verlieren.“

Es war ganz zweifellos, daß Fräulein Agathe enttäuscht war und sich um alle Begeisterung betrogen sah. Sie erinnerte sich plötzlich wieder an ihre Einkäufe.

Auch Margarete erhob sich, schloß alles ab und begleitete Fräulein Agathe in die Stadt hinunter, nachdem sie ihr versprochen hatte, in den nächsten Tagen einen Besuch im Hause Holle zu machen.

Am späten Nachmittag aber ging sie noch einmal allein den Weg zum Forsthaus. Denn es war ihr, als sei sie noch gar nicht richtig dort gewesen. Die innere Verbindung war noch nicht hergestellt; sie würde doch erst ganz allein dort eintreten müssen, um sich an das zukünftige Heim zu gewöhnen.

Als Margarete den Weg zum Wald hinaufstieg, begann es, ganz leicht zu schneien. Am Himmel hingen schwere graue Wolken, die von leuchtenden Rändern gesäumt waren. Der sinkende Abend verglühte einsam hinter dem Föhrenwald, der die Stadt gegen Westen schloß. Von dorther drohte es noch winterlich; noch war der Frühling nicht der Herr.

Margarete setzte sich für eine Weile still auf die Ofenbank und ging dann noch einmal von einem Raum in den andern. Auch vor der kleinen Stube machte sie jetzt nicht halt, von der sie wußte, daß dort das Jagdgewehr und der vergilzte Hut ihres Vaters hingen. Ja, sie strich langsam über den kalten Flintenlauf, und sie neigte sich hinab zu dem kleinen runden Rahmen, dessen Bildnis fast ganz verblaßt war. Sie konnte das Gesicht des Kindes darauf nicht mehr erkennen; aber in Margarete, die ja wußte, daß sie selber dieses Kind darstellte, löste allein schon die steife Haltung des Figürchens eine Reihe nie empfundener Vorstellungen aus. Wie lange mochten die Stimme und die Hände der Mutter mitgeholfen haben, bis endlich das unbeholfene Kind so gestanden hatte, wie es dem Photographen recht gewesen! Die Falten des Kleides schienen sorgfältig gelegt, und in die Hände war ein Spielzeug gegeben, dem man es ansah, daß es dem Kinde nicht gehörte, sondern ihm nur für die Aufnahme anvertraut war. Und dann das goldene Rähmchen! Wer mochte es wohl schön gefunden haben?

In einem seltsamen, wenn auch nicht fernliegenden Zusammenhang mußte Margarete plötzlich an die kleine Ulrike Derneggen denken. Es kam vielleicht daher, weil die Berührung der eigenen Kindheit ihr Mitgefühl für die einsame Jugend jenes Kindes besonders empfänglich machte. Der kleinen Ulrike ging es gewiß nicht schlecht unter der Fürsorge ihres Großvaters und des blonden Hausgeistes; ja, es mochte sogar zu einem kleinen Tyrannen verwöhnt werden. Aber in der rauhen und ernsten Umgebung mußte es doch ein einsames Kind werden; das konnte nicht anders sein.

Wenn ich sie zu mir nähme? dachte Margarete plötzlich, als sie da vor dem verblichenen Bild der eigenen verschütteten Kindheit stand. Wenn ich ihr gäbe, was ich selber nicht hatte, aber was ich doch einmal erleben — wenn auch nur miterleben — möchte? Wenn ich ihr ein frohes Jungsein gäbe mit viel Wärme und Liebe, in einer stillen, schönen Häuslichkeit?

Es ist Selbstsucht von mir! beschwichtigte sie das aufsteigende starke Gefühl. Ich fühle: Ich will nicht ganz einsam hier sein ... Aber was schadet das? Das Kind soll mich auch lieben — gewiß! Ich werde ihm ein eigenes Stübchen einrichten mit schönen, lustigen Spielsachen; aber es soll sich noch lieber in mein Zimmer stehlen und bei mir sitzen und mit seinen Puppen spielen!

Und Margarete Derneggen ging plötzlich lebhaft in der großen Stube auf und nieder. Sie lächelte, ohne es zu wissen. Ja, dies

— ja, so soll es werden! dachte sie immer wieder, unter neuen Bildern und Einfällen. Und damit ging sie endlich wieder in das Wohnzimmer zurück.

Sie trat zum Fenster. Da schimmerten die ersten Lichter des Abends von der Stadt zu ihr herauf. So würde es nun immer sein — jeden Abend. Dieser Anblick würde eine Selbstverständlichkeit in ihrem Leben werden.

Aber da, wie sie hinausträumte in das dämmernde Land, das ihre Zukunft barg, kam plötzlich eine Gestalt den Weg herauf. Das Schneien war in ein leichtes Gestöber übergegangen, das ein scharfer Wind talwärts trieb. Die schreitende Gestalt hielt den Kopf gesenkt, wie im Widerstand gegen das wilde Gestiebe, kam langsam näher und war ein Mann; und als er am Haus vorüberschritt, erkannte Margarete Ulrich von Plagge. Aber er wandte den Kopf nicht zur Seite, als vermute er niemand im Forsthaus. Er ging langsam und lautlos vorüber. Und auch Margarete rührte sich nicht . . .

Als sie nach einer Weile das Haus wieder verließ, um in die Stadt zurückzukehren, fand sie keine Fußspur im Schnee. Es war nicht zu erwarten bei dem anhaltenden Flockenfall und dem alles verwehenden Ostwind. Aber es berührte sie dennoch seltsam. Das Ganze begann noch unwirklicher zu werden — so, als sei es nur ein Spiel ihrer Vorstellung gewesen . . .

Aber bereits in den nächsten Tagen begegnete sie Ulrich von Plagge. Es war im Hause Holle bei einer Abendgesellschaft. Diese Bezeichnung wenigstens hatte Fräulein Agathe der Veranstaltung gegeben, als sie Margarete die Einladung ihrer Eltern überbrachte.

Es war durchaus nicht zu Margaretes Freude. Sie hatte jetzt so viel zu denken und vorzubereiten, daß sie eigentlich jede Ablenkung als störend empfand. Aber Fräulein Agathe wußte recht geschickt zu bemerken, wie wertvoll es für eine Ärztin wäre, eine Reihe maßgebender Leute kennenzulernen. Gerade daran hätten die Eltern gedacht bei dieser Einladung. Und diese Absicht war ebenso freundlich wie einleuchtend, so daß Margarete schließlich darauf eingegangen war.

Im Hause Holle traf sie an jenem Abend eine Gesellschaft an, die sich offenbar ungewöhnlich ernst nahm. Eine zeitfremde Steifheit beherrschte das Ganze, was Margarete zunächst damit zusammenbrachte, daß fast sämtliche Gäste in vorgeschrittenen Jahren standen. Allmählich aber zeigte sich, daß die würdevollen Reden eine kampfhafte Stütze für die außerordentlich schwachen Gedanken waren, die ohne eine gewichtige Haltung mürrisch in sich zusammengefallen wären.

Es war allerdings viel die Rede von Büchern, und es bestand kein Zweifel, daß diese Bücher auch von einzelnen gelesen worden waren.

Denn im Bewußtsein eines mangelnden eigenen Gesprächsstoffs hatte der eine oder andere wohl eifrig eine Menge in sich hineingelesen, um so etwas zur Unterhaltung beitragen zu können. So beschäftigte sich das Gespräch fast nur mit der Wiedergabe der gelesenen Bücher, und da dies kaum immer verständnisvoll geschah, so waren jene fast vorzuziehen, die sich gar nicht lange mit Angelesenem belastet hatten und wenigstens echt wirkten in ihrer völligen Bedeutungslosigkeit.

Margarete Verner genen erschrak etwas über diese Gesellschaft, um so mehr, als ihr der Gedanke kam, daß diese Leute nur durch ihre kleinstädtische Lebensweise so geworden waren.

In dieser Gesellschaft erschien plötzlich Herr von Plagge. Fräulein Agathe hatte Margarete nichts von seinem Kommen verraten, und auch Plagge war völlig unvorbereitet. Sie waren allerdings beide dieser Überraschung durchaus gewachsen und begrüßten einander ruhig und mit gewandten Umgängen. Aber Fräulein Agathe stand hinter ihnen mit einem so beschwerenden Entzücken, daß sie unwillkürlich alle Aufmerksamkeit auf die beiden lenkte. Mit ihrer lebhaften Einbildungskraft hatte das junge Mädchen offenbar eine besondere Beziehung zwischen Margarete und Herrn von Plagge vermutet. Jedenfalls erreichte sie mit ihrem triumphierenden Lächeln, daß alle Anwesenden sofort an etwas Besonderes glaubten.

Diese Vermutung unterstützten die beiden unabstößlich, indem sie eine längere Zeit miteinander redeten. Das Gespräch war allerdings von ziemlich oberflächlicher Art, bestand aus höflichen Fragen nach den vergangenen Monaten und den zukünftigen Plänen. Was schon aus seiner kurzen Mitteilung und der Übersendung des Förstereischlüssels fühlbar gewesen, schien Plagge auch jetzt anzustreben: Er wollte ihr zeigen, daß er das Seine tun wollte, alles zu vermeiden, was an jene vergangene unbeherrschte Stunde am Zaun der Försterei erinnern könnte.

Aber vielleicht war es gerade in dieser Umgebung nicht leicht, die gegenseitigen Vorzüge übersehen zu können. Sie hatten sich unwillkürlich in einiger Entfernung von den übrigen niedergelassen und betrachteten anscheinend einer des anderen Gegenwart als eine Erlösung. Obwohl sie darauf achteten, dies so wenig wie möglich zu verraten, fühlten sie doch beide das Wohlfühl dieses Nebeneinanderstehens.

Margarete trug noch eines jener schönen schwarzen Kleider, darauf der Glanz größerer Abende gefallen war, das noch den Hauch einer anderen Welt in sich trug.

Plagge hatte ein Gefühl dafür; es weckte auch in ihm Erinnerungen. Er hatte seit vielen Jahren, seit dem großen Vermögenssturz seines Hauses, vollkommen zurückgezogen gelebt. Diese Besuche im Hause Holle waren lediglich ein Zugeständnis



Bär im Selbstgespräch

Nun hab' ich es, das neue Ding,
Das mich so unerhört verlockt.
Als ich's vom nahen Bauplatz stahl,
Da hat mir fast das Herz gestockt.
Was mach' ich nun damit? Mir scheint,
Schon ist die Freude nicht mehr voll.
Jetzt, da ich es besitze, weiß
Ich nicht, wie ich's verwenden soll.
Ob's was zum Fressen ist? — Herrje!
Das heißt sich ja so hart wie Stein! —
Und damit spielen? Alter Herr,
Wir wollen doch nicht kindisch sein!
Was aber dann? Ich hab' mir doch
Gewiß etwas dabei gedacht!
Und wenn auch nicht, so hat mir doch
Das Klauen selber Spaß gemacht.
Braucht alles, was man tut und treibt,
Denn unbedingt auch einen Zweck?
Am liebsten würde ich schon jetzt
Den ganzen Krempel wieder weg.
Doch dann erwischt Big Billy ihn,
Der Grislybär von nebenan!
Und Sie begreifen doch, daß ich
Ihm den Triumph nicht gönnen kann!
Kurzum: Ich weiß nicht aus noch ein.
Ich bin ja nur ein simpler Bär.
Wo nehm ich da mit einemmal
Die Psychoanalyse her?
Komplexe kannt' ich nicht bisher,
Nur Klettern, Schlaf und Futtertrog.
So trag' ich still mein Holz zurück
Und schließe meinen Monolog.

Gerhard Halm

an den Obersten, den er als Jagdfreund schätzte. Aber zu all den anderen Leuten befaßt Plagge keine Beziehungen. Er hatte es nicht gelernt, mit dieser Art Geselligkeit vorliebzunehmen, nachdem die Säle im Jagdhaus verstummt und verschlossen worden.

Aber heute saß wieder eine junge, anregende Frau an seiner Seite, die geistvoll zu plaudern verstand und die Welt kannte; an dieser Frau war etwas an diesem Abend, das die Erinnerung schönerer Zeiten in ihm weckte. Vielleicht war es der sanfte Schimmer ihrer dunklen Spalten, das verhaltene Spiel eines edlen Steines?

Nur einmal wurde ihm die Freude an ihrem Anblick getrübt: als sie plötzlich von Sankt Moritz erzählte, von einem Abend im Suvrettahaus. Da verblassten für ihn das Spiel des Steines und der Glanz der Spalten. Ganz recht: Diese Dinge waren für einen anderen schön gewesen — sie waren noch erfüllt von der Erinnerung an andere Blicke, die wohlgefällig darauf geruht haben mochten . . .

Die leichte Trübung seiner Stimmung verlor sich nicht mehr ganz. Und als der Oberst nach einer Weile zu ihnen kam, nahm er diese Gelegenheit, um sich zu verabschieden. „Ich bleibe nie länger als eine Stunde. Nicht wahr, lieber Holle?“

Und merkwürdigerweise machte der Oberst keinen Versuch, ihn zu halten, sondern lachte unbegründet. „Leider, leider! Herr von Plagge ist unverbesserlich!“ sagte er in seinem betont wienerischen Plauderton, der ihm besonders eigen war, wenn er über eine Sache hinwegspielen wollte.

Margarete hatte ein Gefühl, als ob der Oberst bereits darauf gewartet hätte. Und auch Plagge streifte den Freund mit einem kurzen prüfenden Seitenblick; dann aber neigte er sich ruhig über Margaretes Hand und versprach für einen der nächsten Tage seinen Besuch im Forsthause.

Margarete beobachtete zögernd die merkliche Unruhe des Obersten, auf die Plagge mit überlegener Kühle antwortete. So sprachen diese zwei Männer doch sonst nicht miteinander? Ge-schah es um ihretwillen? War es dem Obersten nicht recht, daß sie so ausschließlich mit Plagge gesprochen? Und lehnte Plagge, kühn erstaunt, diese Einmischung des Freundes ab? Natürlich war es so! Margarete fühlte es immer deutlicher. Nun: Die Gelegenheit würde sich nicht so bald wieder bieten! tröstete sie sich.

Denn es stand bereits an diesem Abend bei ihr fest, daß sie kaum eine Gesellschaft dieser Art wieder auffinden würde und viel besser zurückgezogen lebe. Von diesen Leuten trennte sie eine allzu große Kluft der Lebensgewohnheiten und Anschauungen, als daß nicht daraus kleine Feindseligkeiten erwachsen müßten, die ihr beruflich nur schaden könnten. Sie war zu ehrlich, um ihre Ansichten zu unterdrücken, und beruflich zu abhängig, um sie äußern zu dürfen. Da gab es nur den Ausweg, sich möglichst zurückzuhalten.

Dieser Abend bestärkte nun erst recht ihre Gedanken an die kleine Ulrike Derneggen. Wenn das Kind sie umgäbe, dann würde es gewiß nicht einsam bei ihr sein, sondern ihre freien Stunden wären froh ausgefüllt. Es gab eigentlich keinen Grund mehr, noch länger mit der Bitte an den Alten zu zögern, ihr die Kleine in das Forsthause zu geben. Denn sie hatte bereits ein paar Räume dort eingerichtet und bewohnte sie seit einiger Zeit.

So stieg sie denn an einem der nächsten Tage in aller Frühe den Wald hinauf. Der Weg erschien ihr lang, so ungeduldig freute sie sich jetzt auf das Kind.

Und da saß es denn endlich auf der Bank vor dem kleinen Haus und hielt auf seinem Schoß zwei schwarze Kästen fest an sich gedrückt. Es war nicht gleich zu erkennen, was für ein Vergnügen dies dem Kind bereiten könnte, und Margarete hielt sich unwillkürlich am Waldrand zurück, um irgendeine Wendung der Dinge abzuwarten. Aber das Bild blieb lange unverändert. Dann, auf einmal, schielte einer der kleinen Mohren den anderen von der Seite an, und schon antwortete dieser mit einem giftigen Fauchen, das durch alle Stimmlagen rollte. Im gleichen Augenblick aber tupfte das Kind dem Störenfried mit dem Zeigefinger auf die Nase, worauf der unverzüglich wieder verstummte. Dann war eine Weile Friede, bis das gleiche sich wiederholte. Jedenfalls waren sämtliche Parteien mit hartnäckiger Zähigkeit ausgerüstet, so daß Margarete es vorzog, dem Ende vorzugreifen, um nicht ungebührlich viel Zeit zu verlieren.

Die Kleine sah zwar auf, als Margarete über die Lichtung da-herkam, aber sie ließ sich nicht dazu verleiten, ihre Haltung zu lockern oder gar die Käschchen springen zu lassen.

„Bist du allein daheim?“ fragte Margarete im Hinblick auf die verschlossene Haustür.

Das Kind nickte, ohne zu versäumen, ein gerade wieder einschendes Fauchen auf seinem Schoß mit dem Zeigefinger zu regeln.

Margarete ließ sich auf die Bank nieder und erkundigte sich nach den beiden Missättern, die mit ihren grünen Augen jetzt zu der Fremden herauftauchten und ihre Feindschaft darüber vergaßen.

Das Kind erzählte ohne Scheu aus seiner kleinen Welt, die es beherrschte, in der es liebte und strafte nach eigenem Gutdünken. „Sie sollen sich vertragen!“ sprach es ernsthaft auf seine schwarzen Käschchen hinab, deren steife Ohren sich vor- und rückwärts stellten, je nachdem die Laute kamen.

Die Dachshunde, die bei Margaretes Erscheinen laut kläffend hinter dem Haus hervorgestürmt waren und ihre Wühlereien offenbar hastig im Stich gelassen hatten — denn ihre Nasen waren voll lehmiger gelber Erde —, sahen in einiger Entfernung und warteten anscheinend auf eine Begründung ihres Misstrauens. Sie waren zweifellos die Wächter des Kindes und sich ihrer Pflichten durchaus bewußt.

Aber dennoch erschien die Kleine inmitten dieser weiten Wälder für Margaretes Begriffe beängstigend verlassen und schutzlos. Es war ihr unbegreiflich, wie der alte Derneggen mit seinem blonden Scholaren so sorglos davongehen konnte. Aber uneingeschritten fühlte sie etwas wie eine Genugtuung. Ihre Bitte an Derneggen, ihr das Kind anzuvertrauen, hatte jetzt eine unerwartete Rechtfertigung erhalten. Der Alte konnte doch nur froh sein, wenn sie ihm die Sorge um das Kind abnähme? Und darüber geriet sie in eine fast übermütige Stimmung.

Aber das Kind schien nicht an lustige Einfälle gewöhnt und schaute Margarete vorsichtig von der Seite an. Wenn es doch einmal mitlachen mußte, dann klang es seltsam ungelöst. Immerhin erwärmt sich das kleine Gemüt zusehends und gab sich Mühe, auch etwas Lustiges zu erzählen. Aber es gelang ihm nicht recht; es blieb alles ernst im Munde dieses Kindes.

So hatten sie eine Weile in der Sonne gesessen, und die Käschchen auf dem Schoß des Kindes waren mit all ihrem Groll eingeschlafen — da hörten sie es im Gehölz von festen Schritten knallen, und gleich darauf erschienen der alte Derneggen und sein blonder Schatten auf der Lichtung. Sie trugen schwergefüllte Rucksäcke und in den Händen kleine Körbe mit allerlei Wurzelwerk. Der Blonde hatte einen feuerroten Kopf und atmete so laut, daß man es von weitem hörte. Aber Derneggen störte sich nicht daran; er hielt das vielleicht für sehr zuträglich für den gedankenreichen Blonden.

Nachdem Rucksäcke und Körbe abgelegt waren, kam Derneggen zu der Bank herüber, während der Blonde die Haustür aufschloß und hineinging. „Da ist ja schon große Freundschaft!“ sagte der Alte.

Und der Klang seiner Stimme genügte augenblicklich, um den Gesichtsausdruck des Kindes wieder zu verfinstern. Selber von einer herben Art, war seinem Wesen scheinbar nichts so verderblich wie die Rauheit eines andern. Es wurde dadurch sogleich zum Widerstand gereizt.

Margarete merkte das alsbald. „Ja, wir haben wirklich Freundschaft miteinander geschlossen“, sagte sie, „und ich wollte Ulrike gerade fragen, ob sie mich bald einmal besuchen möchte. Aber natürlich nicht für ein paar Stunden, sondern für lange.“

„So? Darum wolltest du das Fräulein fragen?“ sagte Derneggen ein wenig spöttisch. „Nun, dann frage sie doch! Sie wird es sicher gerne tun.“

„Ist das wahr?“ fragte Margarete und schaute das Kind erwartungsvoll an.

Der Blick der Kleinen aber glitt fragend zu dem Alten hinüber.

„Sag nur ja!“ mahnte er rauh.

Und da sagte das Kind laut und trostig: „Ja!“ Daraufhin aber war es ganz still.

Margarete hatte deutlich gefühlt, wie das Kind darauf wartete, daß der Großvater es nicht fortlassen würde; und auch der Alte hoffte, daß die Kleine doch nicht ja sagen möchte. Nun waren sie beide gleichermaßen bestürzt durch diese Entscheidung — das war unverkennbar.

Margarete griff nach der Hand des Alten. „Es ist euch beiden ja nicht Ernst?“ versuchte sie zu scherzen. „Ihr könnt ja gar nicht

ohne einander sein! Das merke ich schon. Aber ich nehme euch beim Wort! Ein paar Tage, vielleicht auch ein paar Wochen, soll Ulrike nun mein kleiner lieber Gast sein!" Und sie war wirklich überzeugt, daß sie diese beiden für immer trennen weder durste noch konnte.

"Es ist mir, bei Gott, nicht recht!" stieß der Alte hervor. "Und die kleine Käze mag es getrost hören, daß ich das sage! Ich habe sie viel zu lieb. Aber nun es einmal gesagt worden ist, so mag es gehalten werden! Es wird ihr vielleicht nicht schaden. Sie mag einmal sehen, wie es andernorts zugeht! Ist immer nur mit Männern aufgewachsen. Das ist vielleicht nicht das Rechte. Sie sollte schon manchmal ein Frauenwort hören, damit sie selber auch lernt, mit der Zeit ein weiblich Wort auszusprechen. Und dann ist gerade jetzt die Zeit, wo ich viel unterwegs bin, um Heilkräuter zu sammeln. Da braucht sie dann nicht allein hier zu sein."

Die Kleine hörte aufmerksam zu und schien von diesen Worten befriedigt. Sie hielt ganz still, als der Alte mit seiner großen, rauhen Hand über ihr Haar strich. Und obwohl das kleine Gesicht ganz ernsthaft blieb, blinzelte aus den zusammengezogenen Lidern ein heimliches Wohlgefühl über das ungelenke Streicheln dieser rauhen Hand.

Margarete blieb noch bis zum späten Nachmittag und half dem Blondin, die wenige Wäsche und die Kleider des Kindes zu richten, die es mit ins Forsthaus nehmen sollte. Denn bereits in den nächsten Tagen, nachdem Margarete ganz eingerichtet wäre, wollte Derneggen das Kind bringen. Es war jetzt für niemand etwas Schweres mehr dabei. Derneggen würde die Zeit des Alleinseins für seine weiten Suchen benutzen und hatte sich damit getrostet. Und die Kleine selber hatte die Hände voll von allen möglichen Dingen, die sie eifrig herbeisuchte, damit sie mit eingepackt würden. Es waren kleine Spielgeräte, von Bastlerhand geschnitten, die meist im Freien herumlagen und teilweise die Nagelspuren der Dachshunde aufwiesen.

Der einzige, der nicht bei der Sache war, war der Blonde, der übrigens Vinzenz hieß. Er sprach kein Wort zu Margarete und tat alles mit einem finsternen und bekümmerten Gesicht. Sie fühlte, daß sie seine Freundschaft verscherzt hatte, indem sie die kleine Ulrike ins Forsthaus holte. —

Die nächsten Tage verbrachte Margarete mit dem letzten Einrichten des Forsthauses. Sie beschränkte sich allerdings zunächst auf die große Wohnstube, die Räume für ihre Praxis, ihr Schlafzimmer im oberen Stock und auf das Stübchen für die kleine Ulrike. Würde das Kind es nicht mehr bewohnen, dann behielt es seinen Wert als Gastzimmer, rechnete Margarete und rechtfertigte damit vor sich selber den kleinen Aufwand, den sie gerade bei dieser Einrichtung trieb.

An dem Tage, an dem Derneggen mit der Kleinen kommen wollte, wartete Margarete schon in aller Frühe. Die beiden aber kamen erst am späten Nachmittag. Derneggen war nicht zu bedenken, eine Weile zu bleiben oder gar das Häuschen anzuschauen. Das werde er ein andermal tun! wehrte er und kehrte gleich wieder um.

Einen der Dachshunde hatte das Kind mitgebracht. Der lief nun im ganzen Haus umher, um festzustellen, was es hier gäbe. Wenn draußen ein Schritt vorüberging — es war die Stunde, in der die Holzarbeiter heimkehrten —, dann schlug er an und fand schon bald Gelegenheit, um auf das Fensterbrett zu springen, wo er gewichtig saß und hinausschaute. Durch die Gegenwart des munteren Spielgefährten fühlte sich das Kind rasch heimisch. Es entledigte sich — selbstständig, wie es war — seiner derben Stiefel und schlüpfte in mitgebrachte weiche Hausschühchen.

In der großen Wohnstube stand in der Fensterecke ein runder Tisch mit ein paar behaglichen Sesseln. Dort aßen sie nun zu Abend. Es war schon ein wenig dämmerig im Zimmer, aber das erhöhte die Täulichkeit. Und Margarete nahm die ganze friedliche Stimmung dieser Stunde — jede liebe Kleinigkeit — bewußt in sich auf.

Auf einmal schlug der Hund jäh und zornig an. Auch die Kleine hob den Kopf. "Es kommt jemand!" sagte sie mit der Hellhörigkeit des Naturkindes.

Margarete selber hatte nichts vernommen. Wer sollte das auch sein? Da läutete es . . . Wie schadel dachte Margarete und erhob sich nur zögernd, um nachzuschauen.

Es war Herr von Plagge. "Einen Hund haben Sie auch schon, wie ich höre?" ergriff er gleich nach der Begrüßung die Gelegen-

heit zum Belanglosen, während er nach seinem Eintritt einen Augenblick im Hausgang stehenblieb und sich umsah. "Ich wollte Ihnen eigentlich einen Weimaraner mitbringen. Sie erinnerten sich ja damals, daß diese Hunde früher hier in der Försterei gehalten wurden. Aber nun sind Sie wohl schon ausreichend mit einem Wächter versorgt?"

"Ich würde sehr große Freude an einem Weimaraner haben, Herr von Plagge!" lächelte Margarete. "Denn der Hund, den Sie da hören, ist nicht mein eigener, sondern gehört meiner kleinen Verwandten Ulrike Derneggen, die augenblicklich bei mir zu Besuch ist."

"Wer ist das?" fragte Plagge.

"Die Enkelin von dem alten Derneggen in der Döbbertunge — eine kleine Waise."

"Ein selthames Zusammentreffen!" sagte Plagge, sichtlich betroffen, und schaute eine Weile vor sich nieder, als müsse er den nächsten Schritt noch überlegen. Fast schien es Margarete, als wolle er lieber nicht in das Zimmer eintreten, dessen Türklinke sie schon in der Hand hielt. "Es ist seltsam, daß ich gerade bei meinem ersten Besuch in diesem Hause auch von anderer Seite daran erinnert werde, wie wenig Glück wir Plagges allen Derneggen gebracht haben. Sie wissen ja wohl, daß der Sohn des alten Schäfers, also der Vater Ihres kleinen Besuches, als junger Förster auf einer unserer Treibjagden erschossen wurde?"

"Nein, davon weiß ich gar nichts, Herr von Plagge!" sagte Margarete und ließ unwillkürlich die Hand von der Türklinke sinken.

"In diesem Fall war es ja wirklich nur ein Unfall", fuhr Plagge fort. "Aber der alte Derneggen hat es dem Hause Plagge nicht verziehen. Er geht mir aus dem Weg und sieht an mir vorbei, wenn wir uns begegnen. Es scheint ja auch wirklich, als ob wir der Unstern der Familie Derneggen wären."

Margarete war durch das soeben Erfahrene zweifellos tiefer betroffen, als sie sich eingestehen wollte. Es war bei allem guten Willen doch schwer, jetzt eine geeignete Antwort zu finden, die, ohne oberflächlich zu wirken, dieses dunkle Gebiet verließ und das weitere Zusammensein wieder auflichtete. Margarete wurde fast erregt durch ihr Unvermögen, diesem Augenblick innerlich und äußerlich überlegen zu werden. Sie standen einander ratlos gegenüber, und fast hörte Margarete schon die Abschiedsworte Ulrich Plagges, mit denen er doch lieber darauf verzichten wollte, in das Zimmer einzutreten, um sich nicht belastenden Erinnerungen durch den Anblick der kleinen Waise auszusehen.

Da wurde die Tür vorsichtig von innen geöffnet: Das Kind, ungeduldig geworden durch das Alleinsein, schaute herein.

Augenblicklich war der Raum gebrochen. Es war auf einmal alles denkbar einfach und selbstverständlich: Daß Herr von Plagge das Kind anschaut, das ihm die kleine Hand hinstreckte, als er darum bat; und daß sie dann alle friedlich in die große, warme Stube traten und wieder am Tisch Platz nahmen.

Wie das Kind durch sein einfaches Erscheinen alles natürlich und leicht gemacht hatte, so wirkte seine Gegenwart auch weiterhin friedlich und belebend zugleich. Es saß zwischen Plagge und Margarete und ließ sich in seiner kleinen Selbstherrlichkeit bald von dem einen, bald von dem andern bedienen.

Auch Plagge, der zuerst mehr ein nachdenklicher Zuschauer gewesen war, empfand anscheinend immer stärker die eigentümliche Wärme dieses Zusammenseins. Es war ihm sicher etwas ganz Neues, und manchmal suchten seine Blicke Margarete Derneggen, als möchte er zu ihr sprechen. Aber dann schwieg er doch wieder und betrachtete nur still und aufmerksam ihre Art, mit dem Kind umzugehen. Auf einmal jedoch schien etwas seine Illusion zu stören. Was es gewesen, ließ sich wohl kaum erraten — genug, etwas mußte ihm plötzlich fragwürdig an dem ganzen Bilde erscheinen sein, das ihm anfänglich so gefallen hatte. Der Klang seiner Stimme verriet das ohne weiteres. "Eigentlich hätte ich alles andere eher erwartet, als ein Kind bei Ihnen anzutreffen!" lächelte er unvermittelt. "Es paßt gar nicht zu dem Bilde, daß ich mir von einer neuzeitlichen unabhängigen Frau gemacht habe. Aber: Ein Kind ist immer kleidsam . . . Fühlen Sie das?"

"Ich habe mir die kleine Ulrike nicht gerade aus diesem Grunde geholt", erwiderte sie, leicht verwundert.

"Nun — immerhin — der Gedanke ist vorzüglich!" bemerkte er leichthin. "Sie sind in reizender Gesellschaft, erhalten Leben und Frische ins Haus. Und die Freude ist um so angenehmer, als sie durch keine Opfer erkaufst zu werden brauchte."

(Fortsetzung folgt)

Der Urmensch aus der Schlucht von Oldoway

Von Prof. Dr. Hans Reck

In nächster Zeit wird im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig ein Buch des Berliner Universitätsprofessors Dr. Hans Reck erscheinen, das den vollberechtigten Anspruch erhebt, über den Kreis der Fachgenossen hinaus das weiteste Interesse zu erwecken: „Die Schlucht von Oldoway. Die Entdeckung des altsteinzeitlichen Menschen in Deutsch-Ostafrika.“ Es handelt sich um nichts geringeres als um den Fund eines der ältesten Vertreter des Menschen Geschlechts. Schon in der Vorkriegszeit, vor etwa 20 Jahren, wurde dieser Fund durch die überraschenden Ergebnisse deutscher Forschungsarbeit in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit gerückt und von den berufenen Führern auf diesem Gebiet heiß umstritten, in der Zwischenzeit aber sind die einschlägigen Fragen durch die Zusammenarbeit der namhaftesten Wissenschaftler der nächstbeteiligten Nationen, der Deutschen und Engländer, soweit geklärt, daß sie jetzt spruchreif geworden sind. Die Verschiebungen des Besitzstandes im kolonialen Afrika, die diese Klärung zu vereiteln oder wenigstens hinauszuschieben drohten, hat durch vertrauliches Zusammensetzen der Bemühen über die politischen Schwierigkeiten hinweg die wissenschaftliche Arbeit weitergeführt. Es freut uns, einen wichtigen Teil der Schilderung Professor Recks hier wiedergeben zu können. Den Hauptteil, die Auffindung und Vergangung des Skeletts des Urmenschen, im Vortralt wiederzugeben, ist uns allerdings bei dem beschränkten Raum der „Gartenlaube“ versagt. Immerhin enthält unser Text einen wesentlichen Ausschnitt aus der Vorgeschichte des Fundes und wird den Leser genügend orientieren. Der Verfasser schildert in seinem frischen, anschaulichen undstellenweise mit erquicklichem Humor gewürzten Bericht die Auffindung der ersten Gräberstätten, nachdem er die Topographie des Geländes, in dem sie entdeckt wurden, erforscht hatte und an den Ausgangspunkt zurückgekehrt war.

Mit dem Aufstehen am Morgen war es nicht eilig, da das Lager noch einen Tag bei Siedentopf blieb. Den benutzte Herr Rothe, um mir seine denkwürdigen Grabfunde zu zeigen. Je mehr er darüber erzählte, desto gespannter wurde meine Aufmerksamkeit. Hier lag offenbar der Fund einer wenigstens in Ostafrika noch unbekannten uralten Kultur vor, es handelte sich um Gräber von ganz anderem, höherem Kult, als man ihn von irgendeinem der noch im Lande lebenden Stämme kennt; sie waren auch unvergleichlich viel älter als etwa das Gräberfeld von Engaruka. Aus dem Dunkel ferner Vorgeschichte tauchte

hier erstes, spärliches Licht auf, das eine spurlos vergangene, mächtig hohe, rätselhafte Kultur beleuchtete.

Rothe und Siedentopf waren beim Steinesuchen für einen Magazinbau auf diese Gräber gestoßen. Da in der ebenen Fläche des Kessels Steine selten sind, entnahm man sie dem Hang der Hügel, die gleich hinter der Farm sich erhoben. Dort lagen sie reichlich unter einer dünnen Gras- und Humusdecke, und besonders in einigen, knapp meterhohen, sich kaum von der Umgebung abhebenden Hangwölbungen waren sie dicht gepackt und von handlicher Größe.

Dabei kamen auch Menschenknochen und Men-

schengerät zwischen oder besser unter den Steinen zum Vorschein. Und als immer neue menschliche Reste auftauchten, erkannten die beiden bald, daß sie an Gräbern gruben. Rothes volles Interesse war geweckt. Er hob alle Stücke auf und trug Schicht für Schicht etwa ein halbes Dutzend dieser runden Hügel ab, deren Steine man dem Hausbau zuführte, während alles andere sorgfältig aufgezeichnet und zur Farm gebracht wurde. Wenn auch leider in den bald folgenden Wirren des Krieges das meiste, insbesondere alle Schädel verlorengegangen, so verdankt die Wissenschaft doch Rothe das erste Beobachtungsbild dieser Kultur, die inzwischen auch noch von andern Orten, in einem Stück sogar aus Oldoway, bekannt geworden ist.

Rothes Hauptfund war ein großes Fürstengrab. Es lag am Südhang der weich geformten Kuppe, der zu den Häusern Siedentopfs herabführt.

So groß etwa wie ein „Wikingergrab“ der nordischen Heimat, wölbte es sich ganz flach über den Hang heraus. Unter seiner Decke von Hangerde und Rasen war dicht gepackt zunächst die gesuchte Schicht aufgeschütteter Steine. Darunter ein wirres Knochendurcheinander mit über dreißig Schädeln, denen eigenartigerweise durchweg die Unterkiefer fehlten. Unter dieser Totenlage folgte etwa ein Meter festgestampfter Lehmboden, und in seiner Mitte eingemuldet, in roter Graberde beigelegt die Hauptbestattung, um derentwillen offensichtlich das Grab errichtet worden war.

Auf der rechten Seite, die Hand unter dem Kopf, lag ziemlich ausgestreckt, also in zwangloser Schlafstellung, ein Mann, mit dem Gesicht nach Südwesten gewandt. Reichlich ein halbes Meter von ihm entfernt ruhte ein zweites Skelett, viel kleiner als das andere, weshalb es Rothe als das einer Frau ansprach, zumal in dem Raum zwischen beiden noch die Reste eines Kindes lagen.

Das ist das Bild einer Familiengröße eines Großen seiner Zeit. Aber was sind die Toten über seinem Grab gewesen? Der Gedanke an Menschenopfer, vielleicht von Gefangenen oder Sklaven, hat wohl viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Am Halse des Mannes lag ein schöner, großer Bergkristall mit eingekrapter Rinne, in der die Schnur lief, die diesen Halsschmuck hielt. Die Frau aber hatte ein doppelklaue- oder sickelförmiges Schmuckstück aus Serpentin getragen, eine Form, wie sie nach meinen Erfahrungen auch heute noch im Schmuck Ostafrikas wie Arabiens — wenn auch nicht häufig — vorkommt. Das Material beider Stücke ist auffällig, da es sicher nicht aus den Lavagebieten des Gebirges um Ngorongoro stammt, sondern eingebrückt sein muß.

An den vier Ecken des Fürstengrabes waren kleine Nischen aus Steinen errichtet, in deren jeder ein ebenmäßiger Lontopf mit schwarz verkohlten, harten, linsenförmigen Körnerresten stand. Man hatte also den Toten nicht nur Diener, sondern auch Nahrung mitgegeben auf ihrem Wege in das unbekannte Jenseits. Nahebei liegende Mahlplatten und Reibsteine dienten zur Mehlsbereitung, und Obsidian splitter, ein Hauptwerkmaterial besonders der jüngeren Steinzeit, waren überall eingestreut. Dagegen fehlte jede Spur von Metall.

Alle diese Merkmale legen den Gedanken eines hohen, steinzeitlichen Alters dieses und der ihm verwandten andern Gräber nahe. Bei der reichen Ausstattung der Toten darf man wohl das Fehlen metallischer Gegenstände dahin deuten, daß es damals noch keine gab. Das verfallene, überwachsene äußere Bild des Bestattungshügels weist ganz in der gleichen Richtung.

Beachtlich erscheint ferner das Vorkommen der Früchte und der der Mehlsbereitung dienenden Gebrauchsstücke, die auf eine sesshafte, ackerbaureibende Bevölkerung dieser neolithischen Bevölkerung Ngorongoros hindeuten, sehr im Gegensatz zu seinen letzten Beherrschern, den Masai, die immer Nomaden waren und nur Viehzucht trieben.

Während des Krieges haben Dr. Arning und ich je ein Grab geöffnet. Auch diese späteren Funde haben die ersten Entdeckun-



Der Schädel des Oldowanmenschen von vorn. Aus Reck: Oldoway, Die Schlucht des Urmenschen. Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig

gen und Ansichten nicht nur durchaus bestätigt, sondern auch die Vielseitigkeit der Grabbeigaben und der Bestattungsart noch in manchen Zügen ergänzt. So ist an Arning's Befund von besonderem Interesse, daß von den fünfzehn durchweg stark zerfallenen Schädeln, die er neben vielen andern Knochen freilegen konnte, die bevorzugte Bestattung einem Manne gegolten hatte, dessen Schädel auf einem Sockel dreier zarterer Schädel ruhte, die vermutlich den Frauen angehörten, welche ihm ins Grab mitgegeben worden waren. Hier fehlten den Toten die Unterkiefer nicht, dafür scheint kein einziges Skelett ganz und in ungestörter Lebensstellung beigelegt worden zu sein. Leider sind auch die Schädel und Knochenfunde im Kriege verlorengegangen, so daß über die damaligen Menschen Ngorongoros eine nähere Untersuchung nicht vorliegt.

Die genannten späteren Graböffnungen bereicherten vor allem unser Wissen vom Schmuck jener Leute. Quarz in der Form von Chalzedon wurde vor allem als Schmuckperle zugerichtet. Die feine Arbeit dieser zierlichen Gegenstände aus so hartem Stoff setzt eine fortgeschrittenen Technik ebenso voraus wie die einzige Waffe, die aus den Ngorongorogräbern geborgen werden konnte, nämlich ein fein gearbeiteter Dreispitz aus Chalzedon, der kaum etwas anderes als eine Pfeilspitze gewesen sein kann.

Perlen müssen schon zu jener Zeit — ganz wie heute — besonders beliebt und verbreitet gewesen sein. Daher die Vielheit ihrer Formen, Größen und Stoffe. Einige tonnenartig gedrehte Perlen sind aus Stein, eine 138gliedrige Perlenscheibenketten ist aus Kalkplättchen hergestellt, die von Schneckengehäusen oder ähnlichen tierischen Schalen stammen. Sehr auffallend ist der Fund zweier durchschnitten Kaurimuscheln, die also damals schon vom Meeresstrande bis ins Herz Afrikas gebracht worden sein mußten.

Zu diesem feingearbeiteten, kostbaren Schmuck bildeten die Vorkommen von roh zurechtgeschnittenen und durchbohrten Stücken großer Landschneckenshalen sowie plump geformter, grob gearbeiteter Tonperlen einen so auffälligen Gegensatz, daß es kaum genügen dürfte, ihn durch den Unterschied von Reichen und Armen eines Volkes zu deuten, viel eher scheint hierin das Kulturgut verschiedener Stämme oder Rassen, also wohl der Besitz von Herrschern und Beherrschten, von Herrenvolk und Sklavenvolk seinen Ausdruck zu finden.

Nicht minder vielsagende Hinweise wie die Verschiedenheit der Erzeugnisse ergab die Prüfung der Herkunft der Rohstoffe jener Kultur. Die verarbeitete Lava, der Ton, die Tierknochen, die Schneckenshalen können an Ort und Stelle gewonnen worden sein. Aber schon die rote Schmuckerde in den Gräbern der Bevorzugten weist auf Handel mit dem Umlande hin, denn sie kommt in der gegebenen Zusammensetzung auf dem Hochlande der Riesenkessel und in Ngorongoro nicht vor. Dasselbe gilt von den Mahlplatten und Mahlsteinen aus Quarzit, Gneis, Granit und auch für den Schmuckquarz sowie den Serpentin, die alle tageweiht aus dem Gebiet des alten afrikanischen Urgesteinsockels herbeigeschleppt worden sein müssen, von außerhalb des Vulkanhochlandes jedenfalls, dessen Laven



Das fossile Menschenskelett von Oldoway an seiner Fundstelle



Primitive Tonperle



Haftschmuck aus Bergkristall



Pfeilspitze aus Chalzedon



Feingearbeitete Perle aus Chalzedon

diesen Sockel und seine alten Schichtdecken weithin überschwemmt und verhüllt hatten.

Auch Obsidian ist aus Ngorongoro und seiner Umgebung in reinen Stücken bis heute noch nirgends bodenständig bekannt geworden, dagegen sind von älteren Steinzeitmenschen jahrzehntausendlang Lagerstätten dieser Art weiter nördlich im Graben, in Britisch-Ostafrika, so besonders im Bereich des Naturu- und Naiwashaseebekens ausgebeutet und ihre Stücke anscheinend auch bis in die Oldowaygegend gebracht worden. Hierin liegt ein erster bezeichnender Hinweis auf die Richtung jener uralten Handelswege, denen schon in der Altsteinzeit auch die Zugbahnen der Tiere und bis in die neueste Geschichte hinein der Wanderweg der Völkerwellen folgte, die alle vom Norden her der Seenkette des Grabens entlang nach Süden vordrangen. Den weitesten Weg aber verraten die erwähnten Kaurischneckenshalen, welche die Händler der Jungsteinzeit von den Küsten des Indischen Ozeans schon damals den Völkern des Innern gebracht haben müssen, wie sie auch heute noch von indischen Kaufleuten den Masai, den Wambulu und andern Stämmen im weiteren Umlande zum Schmuck ihrer Kleidung zugeführt werden.

Die Höhe damaligen Handwerks kennzeichnet außer dem Schmuck besonders die kleinen, ebenmäßig geformten Schalen aus Lava, die sowohl Siedentops-Rothe, wie auch Arning in den Gräbern gefunden haben. Über den Verwendungszweck dieser dickwandigen Gefäße von durchschnittlich 15 bis 20 Centimeter Durchmesser ist nichts Sichereres bekannt; ihr dunkles, hartes, dem nächsten Umlande entstammendes Ge-stein macht ihre Bearbeitung an Ort und Stelle wahrscheinlich. Mit welchem Werkzeug und auf welche Art bei dem Fehlen von Metall die tiefe Innenhöhlung wie die ebenmäßige äußere Abrundung der Lava

Lemgo, der lachende Kötter

Von Karl Heinz Eckert

hergestellt wurde, ist heute noch ein Rätsel. Ganz ähnliche Schalen, Schmuckstücke, Gebrauchsgegenstände und Bestattungen, wie sie Ngorongoro kennenlehrte, hat Leakey später am Ufer des Natursees in Kenya Colony gefunden. Dank seiner jahrelangen, umfassenden archäologischen Forschungen stand ihm in seinem dortigen Arbeitsgebiet eine breitere Basis älterer und jüngerer sich angliedernder Funde zu einer Urteilsbildung über das Alter derselben zur Verfügung, dank deren er sie einem — wenn auch noch vielfach hypothetischen — Zeitabschnitt der Urgeschichte afrikanischer Menschheit einzugliedern vermochte, dem er ein Alter von höchstens 3000 Jahren vor Christi zuzuschreiben geneigt ist.

Mit der Besichtigung und dem Studium der reichen Funde Rothes und Siedentopfs sowie der ausgehobenen Grabsäulen war der Vormittag im Fluge vergangen. Als ich Siedentopf mein Bedauern darüber aussprach, daß alle Gräber aufgerissen und die Steine abgetragen seien, so daß man sich gar kein Bild mehr von ihrem ursprünglichen Aussehen machen könne, lachte er und meinte:

„Wir haben noch über ein Dutzend, lieber Doktor.“

„Wo?“ fragte ich, denn ich hatte nichts gesehen.

„Na, nicht gerade hier, aber sehen Sie einmal dahinüber, den kleinen Hügel eine Viertelstunde von hier.“

„Den Hügel sehe ich, aber Gräber?“

„Ja, sehen Sie genau hin. Sie sehen die Hanglinie an zwei Stellen etwas aufgebuckelt, das sind Gräber.“

Man konnte mit gutem Willen eine ganz unscheinbare Biegung der Kontur sehen.

„Haben Sie dort schon gearbeitet?“

„Nein, aber ich gehe jede Wette ein, daß dies Gräber sind. So sind sie alle.“

Ich ging hinüber zum Hügel — und fand nichts. Hangauf, hangab, immer dasselbe Bild. Ich zweifelte schon an Siedentopfs Sicherheit und holte ihn mir. Er wies alsbald im Grase auf eine runde Stelle, an der Steine etwas reichlicher aus dem Boden lugten als anderswo.

„Das ist der eine Grabplatz“, sagte er.

Er hatte recht. Es war dies das Grab, das ich später im Kriege geöffnet habe. Aber es war in der Tat äußerlich kaum zu erkennen. So einbezogen war seine Oberfläche in das Bild des Hügelhangs und seines Rasens. Ein beachtlicher Hinweis auf das sehr hohe Alter dieser Steingräber, die merkwürdigerweise alle am Hang und vornehmlich am Südhang der kleinen und großen Hügel lagen, die aus der Kessellene aufzogen, während auf deren flachem, viel bequemer zugänglichem Grunde kein einziges dieser alten Grabmäler gefunden wurde.

*

Im Anschluß an die im vorangehenden Abschnitt wörtlich nach dem Buche von Professor Neet geschilderten Ausgrabungen gelang dann bald der Hauptfund der ganzen Expedition. Es wurde ein vollständiges menschliches Skelett im Zustande beginnender Versteinerung entdeckt, aus der ihn umgebende Erdloch gelöst und geborgen und unbeschädigt nach Deutschland übergeführt. Hier fanden dann während des Krieges die ersten gründlichen Untersuchungen des Fundes statt, der jetzt eine Zierde der Schausammlung des Berliner Museums für Naturkunde bildet. Am 17. März 1914 fand in Anwesenheit der meisten Fachgelehrten Berlins, wie Branca, Böckh, Kritsch, Matschie, Neumann, v. Hansemann u. a. und auswärtiger Gäste eine erste Sitzung der Gesellschaft Naturforschender Freunde statt.

Und was war das Ergebnis?

Der Fund war und blieb ein Rätsel. Die anthropologische Beurteilung ergab nicht gleich eine klare Deutung, und auch Geheimrat von Luschan, der kurz darauf den Schädel besichtigte, fand keine allgemein anerkannte Deutung. Es blieben noch manche Fragen zu klären, und das gelang erst, als ein Jahrzehnt nach dem Kriege ein junger begeisterter englischer Archäologe, L. S. B. Leakey, nach Berlin kam und Prof. Neet aufforderte, mit ihm zusammen nochmals den Fundort aufzusuchen und die strittigen Fragen an Ort und Stelle zu klären. Diese Expedition, die unter ganz veränderten Zeitverhältnissen und äußeren Umständen stattfand, erbrachte dann den Beweis, daß der rätselhafte Urmensch der Oldowayshlucht tatsächlich der Steinzeitkultur angehörte, und daß die charakteristischen Merkmale dieser Zeit, namentlich eine große Anzahl von Steinkeilen, in der unmittelbaren Umgebung der Fundstelle reichlich zu finden waren. So wurde denn die große Wichtigkeit der Entdeckung trotz der Ungenüng der dazwischenliegenden Jahrzehnte vollaus bestätigt und dank der vertrauensvollen Zusammenarbeit der Forscher der einst feindlichen Nationen geklärt. Das Buch Professor Neets ist ein bedeutsames Beispiel für diesen gemeinsam erzielten Erfolg. Ist das Hauptverdienst an dem wichtigen anthropologischen Ergebnis, das die Forschung in der Oldowayshlucht gezeigt hat, der deutschen Wissenschaft zuzuwiesen, so wäre die volle Klärung dort nicht ohne die englische Unterstützung möglich gewesen. Das „viribus unitis“ hat sich aber glänzend bewährt.

Lemgo — das ist mein Hund. Ein richtiggehender Hund. Brav und frisch, stitsam und ungehobelt, treu und streunend, immer, wie es ihm seine jeweilige Laune gerade eingibt.

Lemgo habe ich auf der Straße aufgelesen. Irgendwo im Böhmerland.

Um Pfingsten war's. So vor drei Jahren. Da bin ich dort zwischen den Bergen getippelt. Auf der staubigen Straße, im lauen Winde, zwischen sprossenden Kornfeldern.

Am frühen Morgen war's. Hinter ein paar Büschen neben der Straße war ein schrecklicher Lärm. Schläge klatschten, ein Hund jaulte so erbärmlich, daß ich Mitleid bekam, und da zwischen grölte eine häßliche Bierstimme.

„... elender Kerl! ... unverschämtes Vieh! Mir klauen? ... Hahaha! Wart, ich will dir — —! So 'n frecher Hund!“

Der „Kötter“ türmte mit eingekniffenem Schwanztummel und brach durch die Büsche aus. Eine Schnapsflasche folgte ihm in hohem Bogen und wäre mir beinahe an den Kopf geflogen. Ich konnte mich gerade noch durch einen gewaltigen Seitensprung in Sicherheit bringen.

„Lemgo!“ grölte es zwischen den Zweigen. „Lemgo, du Strick!! Lemgo!!! — — Willst du gleich?! ... Warte, du Strolch!“

Aber Lemgo wollte wirklich nicht. Ganz im Gegenteil, er war spurlos verschwunden. Gerade, als wenn ihn die Erde verschluckt hätte.

Ich tippelte weiter.

Die Gegend da war wunderschön. Aber ich konnte mich nicht mehr darüber freuen. Der besoffene Pennbruder hatte mir mit seiner Hundeprügelei den ganzen Vormittag verdorben.

Ich konnte mir den Strolch ganz genau vorstellen, obwohl ich ihn gar nicht zu Gesicht bekommen hatte. Zerrissene Stiefel, Hose mit Löchern, Gürtel, schmutziges Hemd ohne Knöpfe, seit einem Vierteljahr nicht mehr rasiert, rote Nase, tränende Säuferaugen, Jacke ohne Knöpfe und ohne Ellbogen unterm Arm, Mütze schief auf dem Kopf, Hände in den Hosentaschen, eine Schnapsflasche dazu, schlürfend, stolpernd, voll und immer vor sich hinaulend. So mußte er sein!

Zwei Stunden tippelte ich so. Dann kam eine starke Biegung und dahinter, mitten auf der Straße, stand Lemgo und blickte mir entgegen.

Lemgo hielt den Kopf etwas schief und blinzelte durch die halbgeschlossenen Augen. Leckte sich ein paarmal die Schnauze und begann vor mir herzulaufen. So annähernd zwanzig Meter. Dann drehte er sich um und blinzelte mich wieder an, bis ich fast an ihn heran war, und dasselbe Manöver vollführte er noch ein halbes Dutzend Male, indes ich Zeit hatte, auch meinerseits Lemgo eingehender zu betrachten.

Heiliger Himmel, war das ein Kötter! Der paßte zu dem Strolch hinter der Hecke ausgezeichnet. Rasse — nicht eine, mindestens fünf Rassen! Krumme Beine wie ein Dackel; graue Vorsten wie ein wildes Puftasferkel; Kopf wie der Plüschfogel meiner Freundin; verschmutzt und verwildert, daß es eine Schande war. Das war Lemgo!

Lemgo schien mit mir wesentlich zufriedener zu sein, als ich mit ihm. Denn in der Folgezeit stellte sich alsbald heraus, daß Lemgo den besoffenen Bagabunden gegen mich umzutauschen bestrebt war. Auf jeden Fall zottelte er unentwegt vor oder neben mir und machte keinelei Anstalten, mich wieder zu verlassen.

Abends pennte ich in einer Scheune.

Als ich mich gerade schön eingegraben hatte, kam Lemgo angeschlichen. Ich merkte, daß er im Dunkel neben mir etwas hingelegt hatte und schnauzenstand.

Ich holte die Taschenlampe, die ich als einzigen Luxusgegenstand immer bei mir trug, und fand — ein Huhn, frisch totgebissen und fast noch warm. Dahinter stand Lemgo und leckte sich die blutverschmierte Schnauze.

Lemgo las in meinem Gesicht das hochsteigende Gewitter und

war in zwei oder drei langen Sprüngen samt seinem geklauten Huhn wieder verschwunden.

Warte, du Biest! Das kannst du bei deinem Strolch machen, aber nicht bei mir! Du gingst mir ja gerade noch ab!

Ich war wütend. Brauchte nur mal einen Bauer den Kötter zu schnappen! Dann würden sie ein Kesseltreiben veranstalten, bis sie mich gefunden hatten. Nachher würde es im besten Fall Prügel geben und Arrest im Sprithaus. Denn das war doch selbstverständlich, daß ich den Hund dazu abgerichtet hatte! Kein Mensch würde mir glauben, daß der Kötter nicht mir gehörte.

Nichts würde mir helfen! Ich müßte ins Sprithaus, und der Dorfgendarm mit dem großen Bauch und dem Eichkahl-schwanzschwurbart würde in sein Register mit ungefügten Lettern einschreiben:

„Wegen fortgesetzten Diebstahls von fremden Hühnern durch seinen Hund wurde daher der ledige, bislang aber noch nicht vorbestrafte — — — usw. usw.!"

Später — vom Dorfturm hatte es zwei Uhr geschlagen — meinte ich, daß da irgendwo jemand wäre. Die Taschenlampe zuckte auf.

Lemgo stand zwischen den beiden offenen Brettern, durch die

ich reingekrochen war, und sah zu mir her. Hielt den Kopf etwas schief, blinzelte durch die halbgeschlossenen Lider und erkundete die Gefechtslage.

Meine Strafpredigt hörte er sich an. Offensichtlich belustigt. Denn als ich fertig war, zog er die Schnauze in die Breite, leckte mit der Zunge erst rechts, dann links über die Lefzen. Es war kein Zweifel: Lemgo lachte. Lachte über mich. Lachte, weil ich sein gestohlenes Huhn nicht wollte!

„Warte mal, du Kötter, morgen werde ich dir was erzählen!“ Und Lemgo trollte sich. —

Dann sah ich ihn acht Tage lang überhaupt nicht mehr. Bis er eines Tages, früh um fünf, als ich lostippte, vor dem Dorf auf der Straße stand, mit schiefem Kopf, blinzelnd und lachend. Sogar ganz überlegen lachend, als wollte er sagen: Dummer Kerl, ich hab's ja nur gut gemeint mit dir!

Nur eines hat er sich nicht abgewöhnen können: mich auszulachen. Ich sehe ihn zwar jetzt nur sehr selten, weil ich ihn hier in der großen Stadt nicht brauchen kann und ihn deshalb zu Hause gelassen habe. Aber wenn ich mal heimkomme, dann steht Lemgo bestimmt mit am Bahnhof und lacht sich eins, weil er ganz genau weiß, daß er es besser hat als ich. *



Der Ritt ins Meer mit ausgebreitetem Netz

Bis zur Nase im Wasser, ziehen die Pferde die Netze längs der Küste durchs Meer

Man hatte es schon morgens an den Möwen hören können, daß es an diesem Tag mit dem Meer etwas auf sich hatte; denn selten hatten sie so geschrien und waren so gierig dem Wasser gefolgt, als es von dem Strand zurückwich und in den Prielen vergurgelte. Aber um diese Zeit war es noch dunkel gewesen, man hatte nichts vom Strand und nichts vom Himmel erkennen können, und man hatte auch vom Wind nicht mehr gespürt als die Tage zuvor.

„Meinst du, daß es jetzt aus ist mit dem Fang?“ hatte Andrees mitten in diese Dunkelheit hinein gefragt und das Gesicht in die Richtung gedreht, wo Thomas auf seinem Strohsack liegen mußte. Er hatte keine Antwort bekommen, aber es hatte ihn auch nicht weiter gewundert, denn das Meer und der große Himmel darüber machten schweigsam, und Thomas war ohnehin keiner von denen, die so leicht ein Wort auf der Zunge haben wie die Möwen einen Schrei. Aber geärgert hatte sich Andrees doch, und darum hatte er noch gemeint: „Benigstens ja oder nein sagen könntest du! Aber so bist du — und dann glaubst du auch noch, Antje könnte sich etwas aus dir machen; ach, du lieber Gott!“ — Auch darauf war es still geblieben, nur den Wind hatte Andrees gehört, nur das schrille Kreischen der Möwen im Watt; aber jetzt hatte ihn Thomas' Schweigen noch weniger gewundert, denn dies mit Antje war eine böse Sache zwischen ihnen, und Thomas hatte allen Grund, in diesem Fall den Mund zu halten.

Ja, wahrhaftig, Thomas hatte allen Grund zum Schweigen, wenn das Gespräch auf Antje kam, auf dieses Mädchen, von dem man mit Recht sagte, wer sie befäme, brauchte sich um den Fang nicht mehr zu sorgen, denn einem so schönen Mädchen schwimmen

Der große Fang

Erzählung von A. Arthur Kuhnert



die Fische wohl geradewegs ins Haus. Damals nämlich, damals, als der Tanz in der Schenke gewesen war, da hatte Thomas getan, als wäre es selbstverständlich, daß kein anderer an Antje heran durfte als er, und er hatte dem dicken Niels einen Arm ausgerenkt, als er gewagt hatte, Antje aufzufordern, und zu Andrees hatte er gesagt: „Wenn du meinst, daß du ein Recht hättest, weil du ihr ein Band geschenkt hast, dann sage ich dir nur, daß du froh sein kannst, mit mir zusammen zu wohnen, denn sonst hätte ich dir schon längst einige Arme ausgerenkt!“ — „Einige Arme“, hatte er gesagt, so hatte er sich aufgeblasen, aber das war auch zuviel gewesen, denn danach hatte ihm Antje gesagt, daß auch er kein Recht auf sie hätte, wo er ihr noch nicht einmal ein Tuch geschenkt hätte; ja, ein Tuch hatte sie gleich verlangt, um es ihm ganz unmöglich zu machen, und danach hatte sie nur noch mit Andrees getanzt. Ein herrlicher Abend... O nein, Zweifel konnte man wohl nicht mehr haben, wer Antje einmal bekäme.

Andrees lachte vor sich hin, als er daran dachte und Thomas so regungslos im Dunkeln liegen blieb. Antje, das war schon ein Mädchen! Ein wenig sonderbar war sie zwar noch, aber das konnte sich geben. Sicherlich war es nur eine Laune von ihr, daß sie sagte, man dürfe Thomas nicht so allein auf Fang ziehen lassen; denn was ging Thomas sie noch an? Und sicherlich sagte sie es nur so obenhin, wenn sie meinte, Thomas wäre wohl der stärkste Mann und der beste Fischer, auch wäre er gut zu den Tieren, was man sonst nicht von jedem sagen könnte. „Wenn du mich damit meinst, dann kann ich dir nur sagen, daß das immer meine Sache ist mit dem Pferd!“ hatte er grob geant-



Mit hochgesteckten Netzen
kehren die Fischer heim
Aufnahmen B. Federmeyer

wortet. „Das Vieh geht ja nicht gutwillig, und mit einem leeren Fang zurückzukommen, das würde dir auch nicht passen!“ Genau so hatte er gesagt, und das hatte auch geholfen; denn sie war still geworden darauf, sie hatte auch nichts mehr von Thomas erwähnt, und daß sie ihm nachsah, wenn er auf Fang ritt, das hatte wohl nichts zu bedeuten; denn sie hatte Thomas doch schon einmal abgewiesen, und er tat ja auch nichts mehr, was ihre Aufmerksamkeit hätte auf ihn ziehen können.

„Aber die Möwen schreien wirklich anderes Wetter heran!“ sagte Andrees wieder laut. Da war es schon ein wenig lichter in der Kammer, bald Zeit zum Aufstehen, und als Thomas auch jetzt noch nicht antwortete, warf Andrees mit einem Scheit Holz in seine Gegend und merkte dann erst an der Stille danach, daß Thomas gar nicht mehr in der Kammer war, daß er schon lange gegangen sein mußte; und er merkte, daß auch sein Maultier im Stall fehlte und sah ihn hernach draußen im Watt vor dem Neß reiten, ganz allein, sehr weit draußen, ein schwarzer Reiter in der grauen Fläche des Meeres, die sich endlos vor ihm erstreckte, kaum, daß man die feine Linie in dem vielen Grau sah, die die Grenze war zwischen dem Himmel und dem Meer.

„Na, geh schon noch!“ sagte Thomas da draußen zu seinem Maultier und klopfte ihm auf den nassen Hals. „Na, geh schon!“ sagte er gutmütig. Es war eine verdammt schwere Arbeit für die Tiere, aber das Wasser war an dieser Stelle der Küste zu flach, um mit Booten fahren zu können, und es war zu tief, als daß man die Neze selbst weit genug hinauszuschleppen vermochte, also waren nur Maultiere und Pferde als Hilfe geblieben; das Meer machte es einem nicht leicht. Aber da war doch das Tuch für Antje, nicht wahr, dieses Tuch, das schon angezahlt war beim Krämer, und zu dem man nur noch den Erlös von einem guten Fang brauchte, um es abholen zu können und vor Antjes Tür zu legen. Und weil es so mit dem Tuch bestellt war, hatte sich Thomas schon in der Nacht aufgemacht, als die Möwen anderes Wetter heranschrien, schlechte Fangzeit, und er hatte die Stille ausgenutzt und war hin und her geritten vor dem ausgespannten

Schleppnetz, immer soweit hinaus, daß das Tier gerade noch mit dem Kopf über Wasser war, wenn die Wellen auch schon über den Sattel schlugen, und im Bogen mit dem vollen Neß dann so weit zurück, bis das Neß freilag und man im schlechten Wasser den Fang in die Körbe schüttten konnte, einen guten Fang. „Ja, gut, gut!“ sagte Thomas und legte die Hand zwischen die Ohren des Tieres, froh über die vielen Fische und froh auch, hier draußen ein wenig Wärme unter den Händen zu spüren und etwas Lebendiges in dieser grauen Weite zu haben, zu dem man sprechen konnte und gut sein.

Langsam, in einem weiten Bogen, ritt Thomas so zurück. Ganz hinten, kaum daß man unterschied, wo das Meer endete und das Land begann, da wurde es jetzt lebendig. Das konnte wohl Andrees sein, der da so eilig mit dem Maultier zum Strand kam, das Neß quer hinter sich über dem Sattel, und der Langsame in den Dünen, das war wohl der dicke Niels. Ja, jetzt kamen sie, jetzt, wo das Meer schon anfing zu schäumen und man knapp noch einen Zug mit den Tieren machen konnte. „He — kommt ihr schon? Ihr habt wohl nicht die Möwen schreien hören?“ schrie Thomas übermäßig laut zu ihnen hin. „Ja, du ...!“ brummte Andrees später nur, während er mit seinen schweren Wassersfeln wütend in die Flanken seines Maultiers trat. Aber Thomas lachte nur, und obwohl der Fang, den er zuletzt gemacht hatte, schon ausreichte, wandte er das Tier noch einmal um und ritt mit den anderen in einer weiten Kette vor den Nezen.

Biel war es nicht mehr, was man jetzt fing, denn der Wind war schon zu groß geworden, und die Dünung ging so hoch, daß die Tiere bockten, wenn die Gischt über sie hinschlug, und daß die Fischer fluchend umdrehten, weil selbst das schwere Gerät nicht dichthielt und das Wasser in die Stiefel schlug. Nein, viel war es nicht mehr, und die Fischer hielten danach wütend am Strand zwischen den müden Pferden und starnten auf das Meer, das nun für Tage wohl so hoch ging. „Aber ich kann euch gern etwas von mir abgeben!“ sagte Thomas und, verlegen über seinen Großmut: „Ich meine, wenn es vonnöten ist!“, und er sagte: „Denn mehr als diese beiden Körbe voll brauche ich nicht, wahrhaftig, denn jetzt werden die Fische ja besser bezahlt bei so schlechtem Fangwetter, und da reichen schon die für den Krämer!“

„Für den Krämer?“ fuhr Andrees herum.

„Ich meine nur für Antjes Tuch!“ sagte Thomas verlegen und blickte geradeaus auf das Meer, weil er merkte, daß Antje von den Häusern her zum Strand kam.

„O du lieber Gott!“ sagte Andrees nur; denn als Antje dann da war und fragte, wer denn als einziger von allen einen so großen Fang getan hätte, und dabei Thomas nicht anblickte, sondern ihre Füße, da war alles schon entschieden, und es half auch gar nichts, daß Andrees liebevoll mit seinem Maultier redete, denn Antje stand bei Thomas, und sie hörten beide wohl nichts mehr. -



Ein guter Fang bringt reichen Erlös



Klein-Viola und die Tiere

Eine Erzählung für Kinder von Zarita Heupel-Pickerott mit Zeichnungen der Verfasserin

Man sollte es kaum für möglich halten, welcher Begeisterung und Leidenschaft ein Menschlein in seines Lebens frühester Morgenröte schon fähig ist!

Klein-Viola — ein winziges Bündel und noch keines vernünftigen Wortes mächtig — war bereits von einer geradezu fanatischen Liebe zu aller Kreatur des Schöpfungsmorgens: Mit einer wahren Besessenheit schloß sie sämtliches Getier, dem sie begegnete, tief in ihr kleines Herz. Die ersten Gegenstände (oder besser: Opfer) dieser Neigung waren drei pufige Samtviecherln; und zwar ein veilchenfarbener Hund namens Bonzo, eine kohlschwarze Miezekätzchen namens Pussi und ein schneeweisces Häschchen namens Kiki. Welches Übermaß von Zärtlichkeit sich über diese beneidenswerten Geschöpfe ergoß, mag man ahnen, wenn man hört, daß alle drei nach Ablauf eines halben Jahres bereits kaum mehr voneinander zu unterscheiden waren: Bonzo, Pussi und Kiki waren alsdann nur noch drei phantastisch-verknuddelte Samtknäuel von unbestimmbarer, schwärzlich-grauer Farbe, an denen als letzte Reste verschwundener Pracht die seelenvollen, blanken Porzellanäugen in unbeschreiblich grotesker Weise herumbaumelten. Welcher Zustand Klein-Violas blinder Verliebtheit natürlich keinerlei Abbruch tat — im Gegenteil! Die Familie jedoch konnte sich heftigen ästhetischen und hygienischen Bedenken nicht verschließen; und man versuchte alsbald mit Zärtlichkeit und Schmeicheln, mit List und mit Gewalt, die bewußten Samtknödel aus Violas Herzchen zu verdrängen — Brauche ich zu sagen, daß man da auf Granit hiß?

Erst Iwan, einem mächtigen, massiv-hölzernen Löwen, gelang es, die samtenen Drillinge auszustechen und sich als absoluter Sieger zu behaupten. Der neue Favorit nun erwies sich als derartig solid gebaut, daß er nicht nur Klein-Violas Liebessungen durchaus gewachsen war: — Oho! Iwan der Unverwüstliche durfte sich sogar erlauben, allnächtlich (den liebenden Armen seiner einzigen Gebieterin entrollend) mit Donnergepolster zu Boden zu schmettern. Welche Eigenart allerdings schließlich zu Iwans plötzlichem geheimnisvollen und spurlosen Verschwinden führte.

Klein-Violas Schmerz um den verschollenen Wüstenkönig wäre gewiß — ihrer Liebe entsprechend — grenzenlos gewesen, wenn sie nicht just in diesem kritischen Moment die Entdeckung gemacht hätte, daß es auf dieser Welt auch „libendige“ Tierchen gibt. Diese unerhört wundervolle Tatsache aber versetzte sie in eitel Freudenrausch und Wonnetaumel: Sie verbrachte jene Frühlingstage damit, unter gellendem Gejauchz und jubelndem Gekreisch die Parkalleen entlangzurasen, die Arschchen weit ausgestreit, das Köpfchen mit dem fliegenden Blondhaar verzückt in den Nacken geworfen. Ob solchen auschwefenden Betragens zur Rede gestellt, erklärte aber die jugendliche Mänade hitzig und begeistert:

„Nix, laß sein! Wenn Pieppo singen — um Bola quietst — denn lacht der liebe Gott für Spaß!!“ (Was niemand zu bezweifeln wagte —)

Wenn nun schon die Pieppoöl einen derartig überwältigenden Eindruck auf Klein-Violas Gemüth machten: — die Begeisterung steigerte sich natürlich bis zur Weißglut, als sich in der Folge herausstellte, welche Unmassen von prächtigen Wauwauhundchen und niedlichen Miezeläschchen, von zarten Titithühnchen, drolligen Pulleent-



chen und herrlichen „Wigiwajas“ (Schwänen!) dies unser Erdendasein verschönend! Und wo immer eine solche Perle der Schöpfung in Erscheinung trat, ließ sich Klein-Viola augenblicklich und ohne Umschweife mitten in den Staub, den Schlamm und die Pfützen der jeweiligen Gegend nieder, um dem geliebten Wesen möglichst greifbar nahezukommen — Nun nahmen zwar die Tiere — offenbar gerührt und geschmeichelt — die Huldigungen des Menschenbabys überraschend verständnisvoll und gnädig auf — die Familie jedoch konnte sich wiederum heftigen ästhetischen und hygienischen Bedenken nicht verschließen. — Man unternahm alsbald ein raffiniertes Ablenkungsmanöver, und zwar mittels eines ebenso lehrreichen wie schönen Märchenbilderbuchs, das man in ihre Reichweite brachte.

Mit dem ihr eigenen feurigen Temperament stürzte sich Klein-Viola denn auch Hals über Kopf in diese neue Wunderwelt — und schon schwelgte sie verzückt in der Vorstellung, daß ein gütiges Geschick auch ihr einmal ein rehförmiges Brüderlein bescherten könnte — oder vielleicht sieben Brüder, die alle Raben wären — oder gar ein ganzes Dutzend, die in lauter weiße Schwäne verwandelt würden! (Wobei man leider nur allzu deutlich empfand, daß Viola in einem solchen Falle auch nicht ihr kleinstes Fingerchen zur Erlösung der

unglücklichen verhexten Knaben führen würde.) Oder sie träumte sich selig als Asehenputtel, umschwirrt von lustigen Taubenschwärmen — oder als Schneeweischen (oder Rosentot), das den guten, dicken Zottelbär so nach Herzenslust kraulen und hätscheln konnte — oder gar als jenes Prinzelklein, das den appetitlichen, grasgrünen Froschkönig mit ins Heiabettchen nehmen durfte. Sie zog mit den fidelen Bremer Stadtmusikanten über Land — und hüttete als goldlockige Königstochter die Gänse (wobei sie heiße Tränen um die arme Falada vergoss) — sie spielte als Seeljungferlein mit den Silberfischchen Haschen und Berstek und ritt als die kleine Gerda auf dem wackeren, struppigen Renntier zum Schloß der Schneekönigin. — Eines Tages aber machte sie, als Rotkäppchen, eine höchst peinliche Bekanntschaft, der sie beim besten Willen keinen Geschmack abgewinnen konnte. — Zudem mußte sie vernehmen, daß besagtes Untier auch noch all die sieben Geißlein aufgefressen habe. — Hier bekam Klein-Violas so wohlgeordnete Weltanschauung einen kleinen Knacks. Immerhin tröstete sie sich damit, daß die Märchen ja vielleicht nicht alle ganz wahr sind. — Als sie jedoch über ein Weilchen gar am eigenen Leibe erfahren mußte, daß es böse Hundchen gibt, die einen beißen — und tückische Käzchen, die einen krazen, da war es um Klein-Violas seelisches Gleichgewicht geschehen; sie verzweifelte an allem Edlen, Guten und Schönen auf Erden und gab sich für einige Tage dem bitterlichsten Weltschmerz hin — um schließlich ihr ganzes enttäuschtes Herzchen den Puppen und Spielkameraden zuzuwenden.

*

Heut ist Klein-Viola schon ein großes, verständiges Mädchen von sechs Jahren. Aber von jener großen Passion ist ihr — trotz allem — eine ganz kleine, zärtlich-verschämte Schwäche verblieben, die sich hin und da verrät. — — Etwas wenn sie mit hellem Stimmchen anhebt:

„Weil ich Jesu Schäflein bin —“

Und — innehaltend, hold errötend, ganz leis für sich wiederholt — mit einem kleinen, glückseligen Gluckser:

„Schäflein —!!“

Kleines Schäflein Viola! — denn lacht der liebe Gott für Spaß!



Sehnsucht nach Bindung

Von Dr. Ilse Brugger-Masbach

Es gehört zu den direkten Gegenwartsaufgaben für den verantwortungsbewußten Menschen, sich über einzelne psychische Erscheinungen klar zu werden, ihre Erfassung zu versuchen von den Wurzeln der Entstehung an bis zu den Spitzen der möglichen Auswirkung. Denn hinter allen Äußerungen einer verwirrten und umstrittenen Zeit sitzt ja doch der Mensch, leidend, kämpfend und großteils hilfsbedürftig. Und man kann ihm nicht aders gerecht werden als im Versuch, ihn da zu packen, wo er sich durch sein Wesen geäußert hat.

Eine dieser seelischen Äußerungen ist zweifellos jene „Sehnsucht nach Bindung“, die vor allem beim jungen Menschen heute eine große Rolle spielt und der auch der Gereiste und Ältere sich nur schwer entziehen kann.

Freilich handelt es sich um eine Erscheinung, die sich dem oberflächlichen Blick gerade in das Gegenteil verkehrt. „Sehnsucht nach Bindung?“ wird man sagen, „einfach lächerlich! Wo gerade die moderne Jugend und die Vertreter einer neuen Zeit nichts als so verhaft und sinnlos darstellen wie gerade jede Bindung.“

Schaut man aber tiefer, so gewahrt man, daß außer dieser Ablehnung aller formellen Bindung in der Seele des modernen Menschen im Gegenteil eine starke Sehnsucht vorhanden ist, seinen Weg nicht allein zu gehen, sondern eine Anlehnung an einen anderen Menschen zu finden. Und so kommen wir zu dem merkwürdigen Gegensatz, daß die heutige Generation jede Bindung, vor allem in äußerer Form, als ihrer nicht würdig, als Unbequemlichkeit- und Hemmung jeder freien Entfaltung ablehnt und doch zugleich sich in den verschiedensten Arten bedingungslos an eine Sache, an eine Person hingibt und damit oft allerlei, nie mehr ganz zurücknehmbare Bindungen eingeht. Die natürliche Folge solcher Einstellung sind dann Formen wie die Kameradschaftsche, Probeehe, das Anwachsen des freien Verhältnisses usw. Und man mag beobachten, wo man will: Noch nie war die Gefahr falscher, in sich unsittlicher Bindungen so groß wie heute.

Dabei soll natürlich zugegeben werden, daß auch gerade in den äußerlich korrekt geschlossenen Ehen diese verantwortungslose und überstürzte Art, Bindungen herbeizuführen ohne die genügende Gewähr für innere Berechtigung, sich breiter denn je macht. Wie verheerende Verwüstungen hierbei angerichtet werden, gehört schon meist in die Praxis des Richters und leider nur allzu häufig in die des Jugendrichters. Da offenbart sich die grenzenlose Selbstsucht, das Fehlen jeder Selbstzügelung. Vielleicht wäre das bei gutem Willen der Beteiligten in der Ehe als der festen, nicht ohne weiteres sprengbaren Form noch am leichtesten zu überwinden. Anders steht es etwa bei der Kameradschaftsche, die von vornherein auf das Zeitliche, auf die kurze Spanne eingestellt ist und daher jede Enttäuschung in ihren Erwartungen mit einer Lösung quittieren kann.

Aber neben allem Egoismus ist doch wohl noch eine andere Wurzel vieler Bindungen, die von menschlicher Seite heute ver sucht werden, zu berücksichtigen. Das ist die Angst des jungen und auch des älteren Menschen, in die er getrieben wird durch Weltkrisen und Katastrophen, denen er keine geistig-seelischen Waffen von ausreichender Stärke entgegensezzen kann. Die wurden ihm längst genommen, als man ihn aus dem Boden riß, in dem er hätte wurzeln sollen, aus dem Boden einer festgegründeten Welt- und Gottesanschauung. Sonst würde ihn die Seitenangst zu sich selbst, in sein Innerstes und Tieffstes zurückgetrieben haben, anstatt ihn auszuliefern an andere, die ebenso hältlos und zerstochen sind wie er. Das ist heute wie bei einem Schiffbruch. Einer klammert sich an den andern. Und nur die Stärksten fühlen, daß ihre eigene Kraft die sicherste Rettung verheißt.

Das Wesentliche der falschen Bindungen heute liegt wohl darin, daß man um jeden Preis etwas sucht, woran man sich klammern kann. In dem Maße, wie der Familienverband looser geworden ist und der junge Mensch die dadurch vor-

handenen Stützpunkte verliert, wächst die Zahl der unechten Bindungen. Ein gefährdetes Mädchen sagt einmal in einer Arbeit, die es während der Fürsorgezeit schrieb: „Das Mädchen, das zu Hause die Liebe nicht findet, sucht sie in den Armen der Männer.“ (Margarete Kahle: Beziehungen weiblicher Fürsorgezöglinge zur Familie. Beihefte zur „Zeitschrift für angewandte Psychologie“, herausgegeben von William Stern und Otto Lipmann. Beihefte 60. Verlag Joh. Amb. Barth, Leipzig 1931.) Und das entspricht wirklich den Tatsachen.

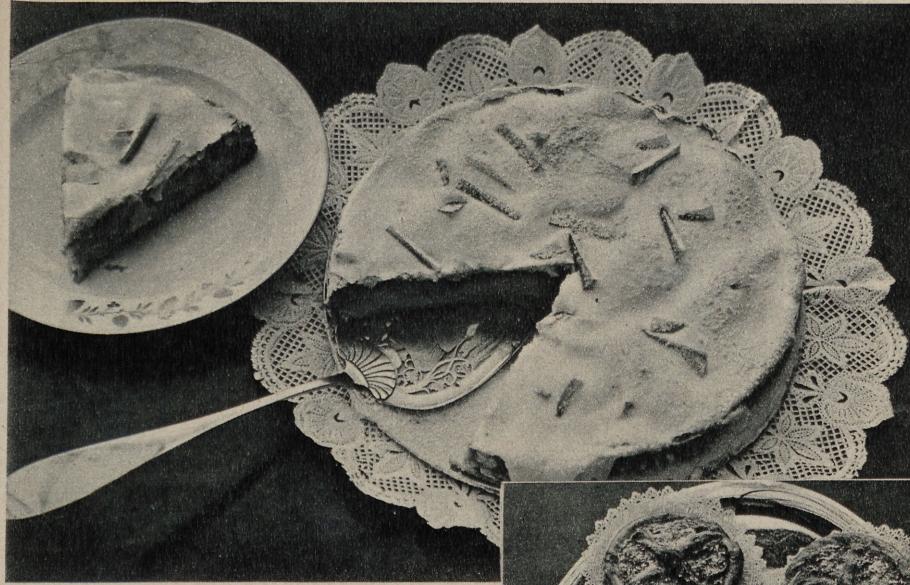
Dazu kommt, daß ja nicht allein die Familie ins Wanken gekommen ist, sondern die gesamte Lebensgestaltung fast nie mehr aus dem Licht vager Unsicherheit herausgerückt ist. Da verheißt jeder andere Mensch ein Heraus aus der Angst und eine kleine Sicherung gegenüber den Unsicherheiten des heutigen Lebens. Aber man kann und will es nicht fassen, daß innere Wurzeln in der eigenen Persönlichkeit die selbstverständlichen Voraussetzungen für alle Bindungsversuche sind. Daß es ein Betrug ist, das Legte an sich an den anderen Menschen zu fesseln, ohne auch wirklich als Einsatz die ganze sittliche Persönlichkeit mit hinzugeben. Und dann wundert man sich, wenn die Bindung bei der allerleitesten Belastung schon unerträglich zu schmerzen beginnt.

Eins fehlt nämlich heute zu großem Prozentsatz dem modernen Menschen: das Wissen um die Möglichkeit und die dadurch gewährleistete Stärke, in sich selber einsam zu sein. Die Zeit in ihrem scharf zugeschnittenen Rhythmus, mit Kino und Radio, die dafür sorgen, daß man nicht allein ist, daß man nicht in die Tiefe steigt, und endlich das Fehlen einer Weltanschauung, die zwang, zu sich selber zu kommen, haben die Anlagen zum Aufbau einer sittlichen Welt im Individuum großteils im Keim erstickt oder verdorren lassen. Man geht stets weiter fort von den so gefürchteten Dunkelheiten des Innern, die Ruhe und Wärme verleihen könnten. Aber solange diese Furcht vor dem eigenen Innern und seiner zunächst trostlosen Öde noch vorherrscht, wird der Mensch kaum in etwas anderes hineinfinden als in die Fruchtlosigkeit seiner sinnlos übernommenen Bindungen, von denen er sich aber nicht stärker verpflichten lassen möchte; schon deshalb, weil er fühlt, daß er für eine Verpflichtung noch gar nicht reif wäre und die Kraft dazu noch nicht erworben hat.

Zutiefst in jedem Menschen ist heute die Sehnsucht nach Bindung eingegraben, stärker denn je. Er nimmt gierig an und lehnt entschieden ab und fühlt nicht, daß er und der andere nur dann Genüge finden kann, wenn Geben und Nehmen in einem Einklang gebracht worden sind, wenn allem unendlich Geheimnisvollen und Stützenden des Empfangenen in der Gemeinschaft auch die gleichwertige Gabe entspricht.

Bei allen Zeiterscheinungen kann man nicht einfach Mittel zur Abhilfe und zur Umlenkung in gesunde, organische Bahnen fein säuberlich aufzählen. So ist es auch bei dem Problem der Bindung. Aber Hilfe muß gesucht werden auf jeden Fall. Zu groß ist das Kapital an menschlicher Kraft und Fruchtbarkeit, das hier einfach verschwendet wird. Unzweifelhaft beim Manne, vielleicht noch größer aber bei der Frau. Es ist verständlich, daß gerade die Frau aus ihrem ureigensten Wesen heraus am allerstärksten Bindung ersehnt. Die Zerbilder echten Frauentums, die aus der heutigen, nicht vertieften Einstellung herauswachsen, zeigen deutlicher als alle Theorie, daß die falsche Bindung der Frau letzte Werte nimmt, die vielleicht nie mehr zu gewinnen sind. Das oft kaum heilbare Minderwertigkeitsgefühl, wenn die Stütze im anderen Menschen, auf die man unter falschen Voraussetzungen gebaut hatte, bricht, dieses Minderwertigkeitsgefühl ist ja nur Äußerung für das, was erötet wurde.

Positive Werte kann man nur schaffen, indem man den Menschen, ganz im Eingehen auf seine besonderen Nöte, auf die Kräfte im eigenen Innern verweist und ihm hilft, solche Kräfte überhaupt wieder wachsen zu lassen. Stärker denn je muß aber das Vorbild — mehr als das Wort — das Eigentümliche aller Bindung in verschärfter Verpflichtung erkennen lassen.



Rhabarberbiskuit mit einem Überzug aus Eierschnee

Rhabarber- torte



Kleine Rhabarbertörtchen aus Mürbeteig

Von Else Reinhardt

Rhabarbergebäck eröffnet im Frühjahr den Reigen der beliebten Fruchtkuchen. Meist wird es ohne allzu große Begeisterung aufgenommen, so wie die erste Nummer des Variétéprogramms. Denn der Rhabarber hat noch etwas von der Herbe und Rauheit des Vorfrühlings an sich, was man platterdings als Säure bezeichnet. Dies ist jedoch eigentlich seine beste Eigenschaft. Denn die Süße ist ihm leicht beizubringen. Mit dem Aroma hapert es ein bißchen. Wenn man ihm ein wenig gut zuredet, d. h. ihn verständnisvoll würzt und ein wenig einwickelt — in den richtigen Teig — dann . . . ja dann präsentiert er sich womöglich gleich wie eine Kreuzung von Aprikose und Pfirsich, dieser Streber. Wie dies gemacht wird, wollen wir gleich erörtern.

Mürbeteig mit Rhabarber. Mit einem beliebigen Mürbeteig — vielleicht besteht er aus 250 g Mehl, 125 g Butter, 1 Ei, 50 g Zucker, 1 Prise Salz, 2 Eßlöffel Wasser — füttern Sie beliebige Formen oder Förmchen aus, bestreuen den Teig mit Semmelmehl und bestreichen ihn dick mit folgender Masse: 500 g kleingeschnittenen Rhabarber, dämpfen Sie zusammen mit 200 g Zucker, dem Saft und der abgeriebenen Schale einer Apfelsine bis zur Konsistenz eines festen Breies ein, ziehen die Masse vom Feuer, mischen ein verquirtes rohes Eigelb darunter. Sie backen die Kuchen bei etwa 200° C. Hübsch sieht es aus, wenn Sie kleine Törtchen noch mit einem Kreuz aus gerädertem oder gerolltem Teig belegen. In diesem Falle nehmen Sie das beinahe fertig gestellte Gebäck aus dem Ofen, bepinseln den Teig mit Eigelb, die Fruchtmasse dagegen mit Eiweiß, das Sie noch mit Zucker überstäuben, und überlassen die Kuchen noch für ein paar Minuten einer mäßigen Oberhitze.

Rhabarberbiskuit. Zu diesem Rezept nehmen Sie nur den jungen, zarten, rosafarbenen Rhabarber, dem Sie auch die Schale belassen können. Sie rühren 125 g Butter mit 4 Eigelb, 125 g Zucker und der abgeriebenen Schale einer Zitrone schaumig, ziehen leicht 125 g mit 1 Teelöffel Backpulver gesiebtes Mehl und den Schnee von 4 Eiweiß darunter, füllen den Teig in eine beibutterte und mit Mehl bestäubte Springform und legen 500 g in 1½ cm große Würfel geschnittenen Rhabarber darauf, backen bei ziemlich guter Hitze (200° C). Wollen Sie Ihrem Werk noch die Krone aufsetzen, so lassen Sie ein Eiweiß zurück, schlagen dieses zu Schnee, vermischen es mit 50 g Zucker. Diese Masse ziehen Sie über den bereits erkalteten Kuchen, nachdem Sie von der Springform nur den Reifen abgenommen haben. Sie können ihn noch mit Zitronatstreifchen bestecken und überbacken ihn kurz bei mäßiger Oberhitze (175° C), bis er ganz leicht gelb ist.

Wollen Sie dieses Fruchtbiskuit auch in der rhabarberlosen Zeit nicht missen, so kochen Sie Rhabarber als Kuchenbelag ein, indem Sie den Rhabarber kurz überbrühen, das Wasser ablaufen lassen, den Rhabarber mit einer Zwischenfüllung von rohen Erdbeeren, ohne Wasserzusatz in die Gläser bringen und sterilisieren. Kuchen mit diesem Belag müssen stark gezuckert werden.

Küchengeheimnisse um das Ei

1. Wissen Sie, wie Sie am besten Eier mit Sprüngen in der Schale kochen? Siewickeln sie ganz fest und anschließend in Seidenpapier, indem Sie die Enden in entgegengesetzten Richtungen zusammenziehen. Nach dem Kochen können Sie das Papier leicht entfernen, und Sie werden finden, daß der Inhalt nicht ausgetreten ist.

2. Wissen Sie, wie Sie am besten Eier im Wasserbad kochen? Sie buttern eine Tasse aus, schlagen das Ei hinein, stellen die Tasse zudeckt auf mehrere Lagen Papier, damit sie sich nicht bewegt, und zwar 7 Minuten lang ins siedende Wasser. Dieses Verfahren bürgt für eine gleichmäßige Erhitzung des Eies. Auf diese Weise können Sie auch ein übriggebliebenes Eiweiß kochen und es auf geröstetem Brot, mit Schnittlauch oder Käse bestreut, anrichten.

3. Wissen Sie, daß Sie Eier kochen können, ohne sie zu kochen? Sie gießen über 1—2 Eier etwa ½ Liter sprudelndes Wasser, decken gut zu und lassen etwa 6—10 Minuten stehen. Sie werden finden, daß das Ei gleichmäßig bis ins Innere erhitzt ist. Das Weiße ist jedoch nicht so hart und ledern wie bei den auf übliche Weise gekochten Eiern. Wir haben hier das Prinzip der Kochkiste, da die Schale wie ein Kochtopf wirkt. Kochen Sie mehr als zwei Eier, so müssen Sie auch mehr sprudelndes Wasser darüber gießen und zudecken, weil die kalten Eier das Wasser entsprechend mehr abkühlen.

Suppenerkel

Schon im Pflanzenkatalog Karls des Großen kommt der Suppen- oder Gartenkerbel unter der Bezeichnung Cervola vor (woraus aber nicht zu schließen ist, daß Karl der Große im Nebenberuf Baumschulenbesitzer war). Unsere Botaniker aber waren mit dieser schlichten Benennung nicht einverstanden und gaben jenem Gewächs den schönen Namen *Anthriscus cerefolium*.

Der Kerbel ist eine einjährige Pflanze, erreicht eine Höhe von 50 bis 60 Zentimetern, zeigt gleichmäßig verteilte Triebe mit dreifach gefiederten, weichen, aromatisch duftenden Blättern und kleine weiße Blütenstände. Im Wuchs erinnert der Kerbel stark an die giftige Hundspetersilie und ist daher mit dieser leicht zu verwechseln! Eine Abart, der Thunage-Kerbel, mit krausem Blattwerk, ist im Verbrauch ausgiebiger und deshalb vorzuziehen. Die angenehm duftenden Kerbelblätter können sowohl in frischem als auch abgetrocknetem Zustand zur Bereitung von Kerbelsuppe, als Suppenwürze und zu Kräutersäften Verwendung finden. Auch in der Apotheke kann man das mit der Blüte geschnittene, getrocknete Kraut zu Heilzwecken erhalten. — Die Kultur des Kerbels ist einfach. Die Aussaat erfolgt beliebig, d. h. je nach Bedarf im Frühjahr oder im Herbst, in mehrwöchentlichen Abschnitten. Am besten gedeiht er in halbfeuchtem Gartenboden in warmer Lage; an schattigen Stellen bleiben die Blätter am zartesten und voller Aroma.

Alle diese wohlgefälligen Eigenschaften des Suppenerkels lassen den berechtigten Wunsch entstehen, daß unsere Hausfrauen dieses Mauerblümchen wieder in ihr Repertoire aufnehmen mögen, und wenn schließlich Karl der Große schon den Cervola schätzt, dann muß es mit dem *Anthriscus cerefolium* schon seine Bedeutung haben . . .

Hadic Olen

Türkische Jugend

Von Suad Derwisch

In der Türkei, der jungen Nation mit den fortschrittlichen Ideen, die mit bewundernswertem Mut alle Überlieferungen und Vorurteile einer bösen Vergangenheit fallen ließ, ist die Frage der Jugenderziehung sehr wichtig geworden. Alle alten Methoden und Überlieferungen wurden erledigt oder vollständig umgedeutet!

In der alten Zeit erzog man die Jugend nach ganz anderen Grundsätzen, und ihre Beschäftigung und Zerstreuung glich in nichts der der Jugend von heute. Auch in sittlicher Beziehung hat sich vieles geändert. Die Forderungen, die man heute stellt, haben mit den Ideen, die damals als gut, notwendig und geheiligt verbreitet wurden, nicht mehr viel gemein.

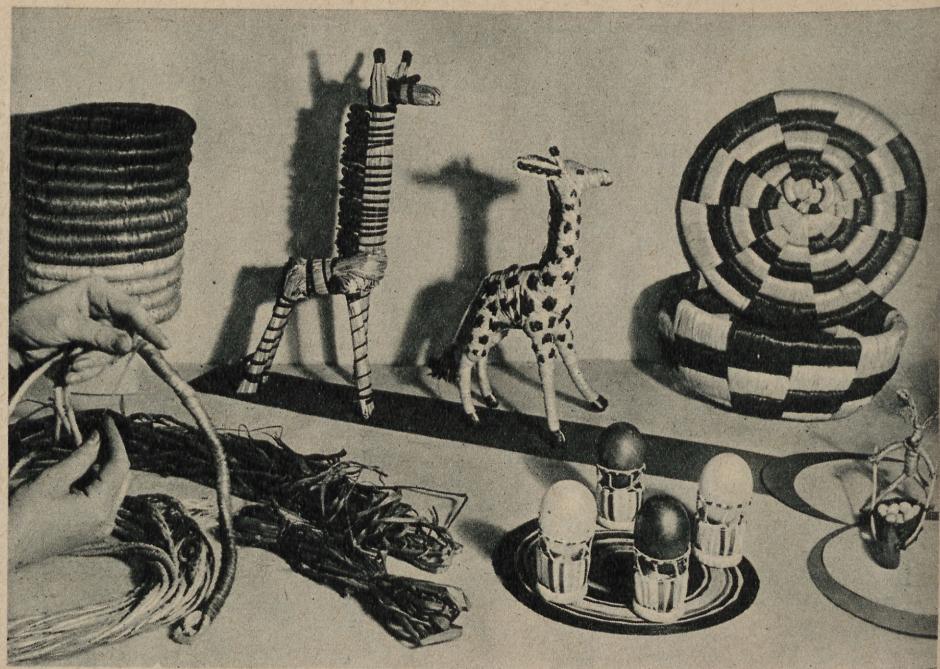
In der Vergangenheit umgab man ein Kind, wenn es klein war, mit tausend kleinlichen Sorgen. Man versteckte es vor der Sonne und vor dem Wind und schloß es in die Zimmer ein. Um es vor der Natur zu „schützen“, hüllte man es in Decken, aus Angst, es könnte erfrieren oder an der Sonne verbrennen. Und später, wenn es anfing zu plaudern und zu verstehen, was man ihm sagte, ging man mit Strenge vor. Es durfte nicht rennen; das war unfein. Es durfte nicht mit lauter Stimme sprechen, das war unhöflich; und vor allem durfte es in Gegenwart Erwachsener nicht aussprechen, was es über irgendeine Sache dachte. Es war nur dazu da, zuzuhören, still und gepflegt zu sein wie eine fein angezogene kleine Puppe. Wenn es ungestüm und ungehorsam war, erschreckte man es, drohte, es den bösen Hexen, Zauberern und Drachen und was weiß ich, was noch allem, auszuliefern.

Dann begann die Schule, die immer ein dunkles, strenges Gebäude war, in dem man nur ein fleißiges und von untadeligem Anstand bewegtes Wesen sein durfte.

Man ermüdete die Kinder mit der Last von tausend Pflichten. Sie wurden erdrückt in der Schraube der vielen Unterrichtsstunden, und um sich auszuruhen, hatten sie nur die kurzen Erholungspausen. Denn wenn sie nach Hause kamen, begannen die Schularbeiten und der Druck einer strengen Etikette, die alle Dummheiten und allen Übermut des kindlichen Wesens ersticken. Ein guterzogenes Kind lachte nicht laut, rannte nicht im Haus herum und war stumm in Gesellschaft Erwachsener.

Junge Menschen, die so erzogen wurden, ohne Fühlung mit der Natur aufzuwachsen und immer unter einer schrecklichen moralischen Aufsicht standen, hatten später als Erwachsene keine Tatkraft mehr.

Aber die Kinder von heute werden nicht mehr so „erzogen“. Wenn sie klein sind, deckt man sie nicht mehr mit so und so vielen Decken zu, sondern im Gegenteil — so wenig wie möglich, damit Luft und Sonne an sie herankommen können. Wenn sie anfangen zu gehen, lässt man sie laufen, schreien. Sie dürfen toben, und man lässt sie sprechen, man beschäftigt und unterhält sich mit ihnen, um ihren jungen Verstand zu wecken und zu schulen. Die Schule ist kein strenges Gebäude mehr, in dem blassen Kinder scheuen Schrittes über dunkle Gänge schleichen, in den Klassenzimmern dasitzen wie Holzpuppen und, ohne sich zu rühren, ihrem Lehrer zuhören. Ganz im Gegenteil pulszt jetzt in den türkischen Schulen fröhliches Leben.



Körbe, Tiere und Eierkörbe aus gewickeltem Bast

Kleinigkeiten aus Bast und Stroh

Text und Aufnahmen von J. Schneider

Kleine praktische Gebrauchsartikel, wie Untersätze, Papierkörbe etc., sind ganz einfach selbst herzustellen. Man verwendet entweder neues Material, etwa Bast, oder auch gebrauchtes, etwa alte Strohborten. Beides kann schön und frisch in der Farbe sein. Zur Bastarbeit eignet sich am besten farbechter Bast, der in verschiedenen Farben zu kaufen ist und sowohl über eine dicke Strohschnur wie auch über eine gewöhnliche gebrauchte Wäscheleine gewickelt werden kann. Bast ist praktischer und leichter zu verarbeiten, wenn man ihn vorher etwas anfeuchtet; er wird dadurch in der Verarbeitung gleichmäßiger. Die aus Bast angefertigten Gebrauchsartikel werden je nach Geschmack und Verwendungsart freudiger und gewagter in den Farben gehalten, je nachdem sie für den Garten oder für das Zimmer gedacht sind. Scheinbar überflüssige Hausratartikel soll man stets aufbewahren, denn in anderer Form und mit etwas praktischer Phantasie können sie immer wieder verwertet werden. So lassen sich alte Hüte, zum Beispiel besonders Kinderhüte, mit einigen Handgriffen zu vollends neuartiger Verwendung umformen. Man trennt die Strohborte auf und näht sie in kleinen gleichmäßigen Kreisen, Ovalen oder auch Vierecken in derselben Arbeitstechnik zusammen und zaubert so die reizendsten Untersätze für Tassen und Gläser hervor. Da jede einzelne Strohborte in farbigem Lack gefärbt werden kann, ergeben sich die frischesten und lustigsten Motive. Immer aber muß die Farbe waschecht sein, damit kein Abfärben durch Abtropfen oder Biegeln entsteht.



Der alte Strohhut als Untersatz

Neuerungen im Haushalt



Das Edmari-Tee-Ei hängt mit der Kette an einem Metallteller, der das Glas verschließt. Zieht man das Ei heraus und stellt den Teller umgekehrt auf den Tisch, dann gibt es keine Flecken.

Rechts: Butterröllchen, mit dem Gerät „Fix“ hergestellt



Der Edmari-Wunderkocher schaltet sich durch eine sinnreiche Einrichtung automatisch aus.

Links: Gummibürste, für Samtkleider und Möbel geeignet

Aufnahmen: Cläre Sonderhoff



Die Kochplatte „Silke“ verhindert das Anbrennen

Rechts: Ein kleiner Grillofen „Prometheus“ mit herausnehmbarem Handröhster

Aufgaben und Lehrgang der Schule erdrücken nicht mehr die Kinder. Es wird viel Wert darauf gelegt, in den Kindern sportlichen Geist zu wecken und sie zu sportlicher Betätigung anzuregen. Jede Schule hat jetzt ihre Sportregelung und Pfadfindertruppe, und zwischen den einzelnen Anstalten finden Wettkämpfe statt. Mehrmals im Jahre werden große Ausflüge veranstaltet, und im Sommer schlägt man das Lager im Freien auf. Außerdem wird jährlich ein großes Sportfest der Schulen abgehalten.

Man veranstaltet Theatervorstellungen und Konzerte, zu denen man Lehrer und Schüler anderer Schulen und die Eltern einlädt, um die Jugend an das gesellschaftliche Leben zu gewöhnen. Die Kinder haben das Recht, mit ihren Lehrern einen Unterrichtsgegenstand so lange zu erörtern, bis sie überzeugt sind. Jede Schule hat ihr Ehrengericht, das aus Schülern zusammengesetzt und von einem Lehrer geleitet wird. Die Schüler richten allein, wenn einer ihrer Kameraden sich eine Verfehlung zuschulden kommen ließ.

In der Türkei gibt es jetzt auch eine sogenannte „Woche der Jugend“, d. h. während der Dauer einer Woche sind überall die verwaltungsmäßigen Ämter in den Händen Jugendlicher. Die Bürgermeister der Städte, die Polizeipräfekten, die Chefredakteure der Zeitungen sind Schüler. Man will so der heranwachsenden Jugend ganz in der Nähe zeigen, wie ein republikanischer Staat sich bildet und betätigt. Sie haben gänzliche Vollmacht, nach ihrem Gutdünken zu schalten und zu walten. So versucht man, ihnen Anregungs- und Verantwortungsgefühl zu geben. Und in seinem Zuhause findet das Kind eine moderne Familie, in der nicht mehr das fürchterliche Gewohnheitsrecht herrscht, welche Eltern und Kinder in einem unüberbrückbaren Abstand hält. Heute wagen es die Kinder, ihren Eltern gegenüber eine Forderung aufzustellen.

Die junge Generation der neuen Türkei wächst in frischem Wind und im Licht der Sonne auf, in dem sie Sport treibt und sich regt. Sie nutzt ihre Freiheit und Selbständigkeit. Und wenn sie herangewachsen ist, wird sie Menschen haben, die Tatkräft, Handelswillen und fortschrittlichen Geist zu entwickeln imstande sind.

Silberne Leuchter,

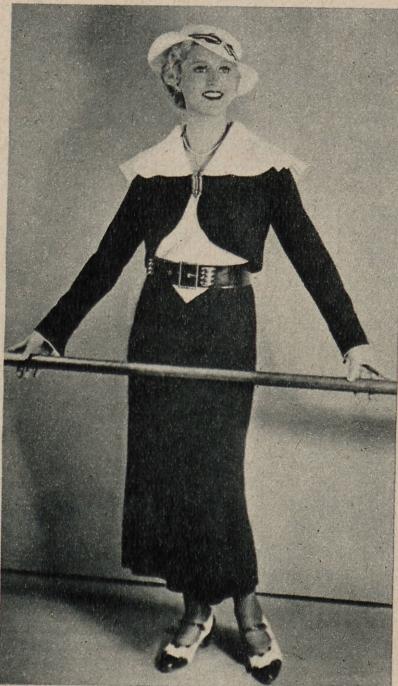
die durch Stearinflecke verunreinigt sind, soll man nicht mit einem Messer abkratzen, da das Silber dadurch zu leicht Kratzer bekommt. Auch das Fortschmelzen der Flecke über dem Feuer ist unzweckmäßig. Am besten ist es, wenn man einfach kochendes Wasser über die Leuchter gießt und sofort mit einem weichen Tuch abreibt. Den nötigen Glanz erhalten sie dann wieder durch das Putzen.

Hartes Wasser

hinterläßt in Blumenvasen aus dunklem Material oftmals einen Rand, der das schöne Ansehen der Gefäße beeinträchtigt. Meistens kann man eine solche Wasserablage durch Reiben mit einem Stückchen Zitrone entfernen. Wenn die hellen Flecken aber hartnäckig sind, kommt man besser zum Ziel, wenn man ein weiches Tüchlein in Zitronensaft ein taucht und mit ihm die befeckten Stellen stark abreibt, dann mit klarem Wasser nachspült und, wenn das Gefäß ganz trocken ist, mit Bohnerwachs nachreibt.

VON MORGENS

Fesches, sportliches Kleid aus Wollgeorgette-Noppé mit großem, passenartigem Pikeekragen und ebensolcher Weste. Dazu ein breiter, roter Lackgürtel



Weichfließender Crêpe - Radium bildet das edle Material des sommerlichen Abendkleides. Neu ist die Taille aus plissiertem Georgette und die duftigen Falbelärmel

Das elegante Promenadenkleid aus schwerem Crêpe-Elektra betont die Zweifarbigkeit: Weiß mit Marineblau. Dazu passende Pelerine



Die praktische Bluse aus feinkarierter Bembergsseite ist der ideale Anzug des tüchtigen Hausmütterchens, das auch in der Küche nett aussehen will

Eine jugendliche Bluse in Wickelform mit blütenkelchförmigen Ärmeln ist von schlichter Eleganz

Die sommerliche Mode zeichnet sich durch eine Mannigfaltigkeit aus, wie wir sie lange nicht gehabt haben; man kann schlecht hin alles tragen: einfarbig, kariert, getupft, gestreift und vor allem „geblümmt“. Wahre Triumphe feiert die Wellen- und Zackenlinie in zweierlei Farben, blau - weiß, rot - weiß oder etwas strenger schwarz - weiß. Zu diesen lebhaft gemusterten, farbigen Kleidern gehört ein möglichst ruhiger, einfarbiger Umhang: Mantel, dreiviertellange Jacke oder kurzes flatterndes Cape. Für den Abend glaubt man sich in die gemütliche Biedermeierzeit zurückversetzt, viele Feld- oder Gartenblumensträußchen auf hellem, zart getöntem Grund, viele Falben und Rüschen am Rocksaum und an den Ärmeln. Gar mancher Stoff aus Großmutters Zeiten kann jetzt aus einer ver-

BIS ABENDS

bogenen Lade gezogen werden und für ein sommerliches Tanzkleid verwandt werden. Noch ein Wort über die Behandlung der hübschen Kreppstoffe: Leider sind sie keine reinen Waschstoffe, obwohl ein sorgsames Ausdrücken in lauwärmer Seifenbrühe hie und da gelingen mag. Will man aber ganz sicher gehen, um diesen zarten Gebilden ihre ursprüngliche Form und Farbe zu erhalten, dann hilft nur Waschbenzin.

Eine Überraschung bringen uns diesmal die Blusen: Neben aller farbigen Vielfalt haben sie den Vorzug ungewohnter Billigkeit, wenn sie nämlich aus Baumwolle, Flanell, Zephir oder Kunstseide verfertigt werden. Will man sie nicht gerade zu einem feierlichen Teebesuch tragen, dann wird die Bluse fast durchweg mit kurzen oder halblangen Ärmeln getragen, schlicht in der Form, etwas anliegend und mit einer großen flotten Schleife bewimpelt. Die Buntheit wird ausgeglichen durch strenge einfarbige Röcke. Der Hut ist das Tipfelchen auf dem i; verraten sei, daß wir ihn uns gar nicht einfach genug wünschen können und daß wir ihn am liebsten mit einem schmalen Bandaufputz aus dem gleichen Blusenmaterial zieren.



Organdy, immer wieder Organdy!
Der beliebte Modestoff wurde zu einem duftigen Biedermeierkleid verarbeitet,
mit einem bunten Blütentuff als Schmuck



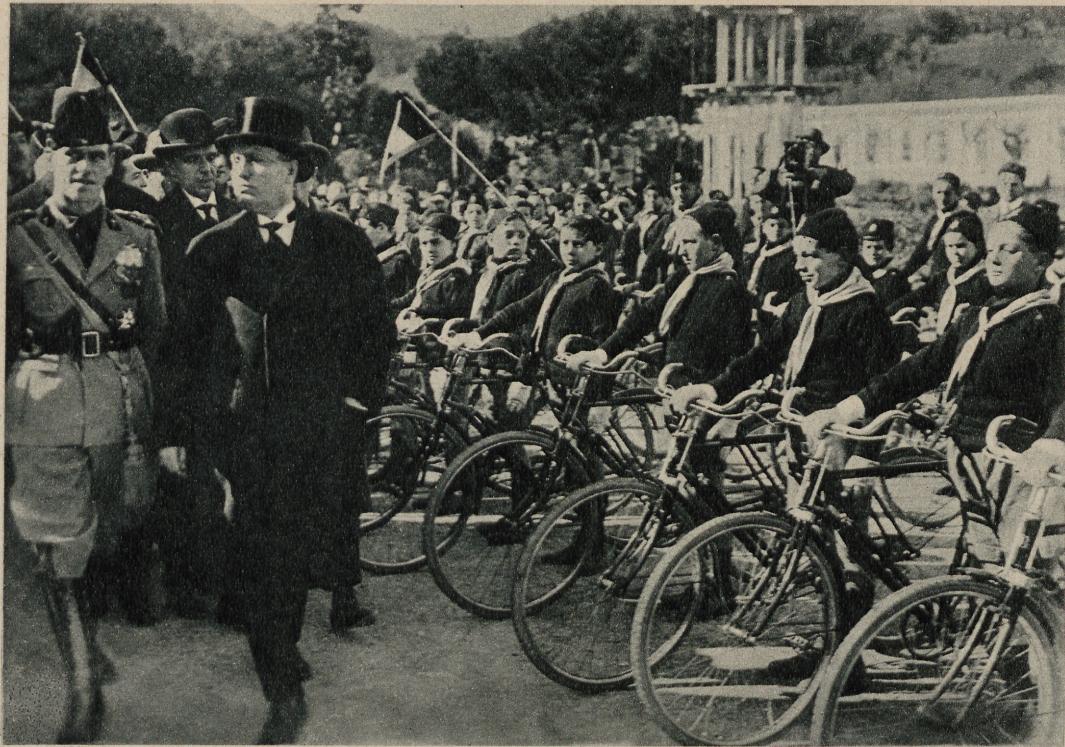
Einen eigenartigen Kontrast bildet das elegante Teekleid aus bedruckter Seide mit der breiten Schärpe aus schwarzem Lackband. Die Ärmel sind nur lose drapiert

Das ist fesch und kostet gar nicht viel!
Ein paar Meter Kunstseide, schwarz-weiß gestreift, geschickt im Streifenmuster verarbeitet, dazu eine Schleife aus Lackband, schwarze Glacéhandschuhe und ein einfacher, weißer Hut, schon ist das flotte Complet fertig!

Modelle von
N. Israel, Berlin
Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff



Von Bühne und Film



Links: Der große italienische Film „Schwarzhemden“, der im Auftrage Mussolinis vom staatlich-italienischen Film-Institut Luce hergestellt wurde und Kampf und Sieg des Faschismus und seine Errungenchaften auf allen Gebieten zeigt, wurde zum „Tag der deutschen Arbeit“ in deutscher Sprache im Ufa-Palast am Zoo in Berlin herausgebracht.

Unten: Das Napoleonstück von G. Forzano „Hundert Tage“, dessen Plan von Mussolini stammt, fand in der Wiener Burg eine hervorragende Darstellung, vor allem durch Werner Kraus als Napoleon und Hedwig Bleibtreu als seine Mutter

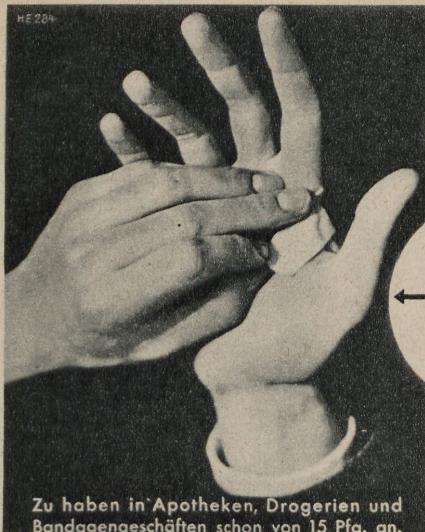


Mit der Aufführung des vaterländischen Lustspiels „Des Königs Befehl“ von Carl Toepper, das von Kapellmeister Siegfried Schulz musikalisch illustriert ist, wurde am Hermannplatz in Berlin das Deutsche Volkstheater unter dem Intendanten Hanns-Otto Fricke eröffnet. Aufn. Scherl



Walter Hege, der bekannte Kunstrphotograph, hat verdienten Erfolg mit seinem Kulturfilm „Im Horst der wilden Adler“, aus dem wir hier eine prächtige Naturaufnahme zeigen. (Verleih: Naturfilm. Erstaufführung im Ufa-Pavillon)

Links: Karin Hardt und Hans Brausewetter in dem Kriminalfilm „Hände aus dem Dunkel“ (Fanal-Terra)



Zu haben in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften schon von 15 Pfg. an.

Querelastisch muss er sein

Das war unser Ziel für den Hansaplast-Schnellverband. Jetzt ist es erreicht! Denn der abgeschnittene Streifen muß seitwärts dehnbar sein, wenn die Elastizität des Verbandes sich auswirken und ihren Zweck erfüllen soll.

Sie alle sollten „Hansaplast elastisch“ stets zur Hand haben, in Ihrer Hausapotheke, auf Fahrten und Wanderungen, bei Sport und Spiel und in Ihrem Beruf. Denn kleine Verletzungen gibts immer einmal, und dann kommt es darauf an, die Wunde schnell und hygienisch zu schließen und außerdem so, daß Ihre Bewegungsfreiheit nicht gehemmt wird. Das wird erreicht durch die Querelastizität, und die finden Sie bei keinem anderen Schnellverband; Sie finden sie nur bei

Hansaplast elastisch

SCHNELLVERBAND

Was versteht man unter Beikost eines Säuglings?

Zunächst den für die Flasche nötigen Schleim, von dem verlangt wird, daß er die Milch bindet, leicht verdaulich und stuhlregulierend ist.

Von Arzteseite wird dafür vielfach das Opel-sche K a l k - K i n d e r m e h l empfohlen, dessen Gehalt von etwa 50 % löslichen Kohlehydraten (davon 40 % Stärkezucker) eine leichte Verarbeitung bewirkt und das Gewicht rasch fördert.

Für den Übergang zu festerer, breiiger Kost verwendet die Mutter den bewährten, mit reiner Butter hergestellten Opel'schen K i n d e r - K a l k z w i e b a c k.

In beiden Kindernahrungen sind Bekömmlichkeit, Nährwert und Wohlgeschmack mit der Wirkung der in richtigen Dosen zugeführten Kalksalze vereint. Beide lassen eine Darreichung mit Obst- und Gemüsefächern und damit eine Anreicherung der Nahrung mit allen notwendigen Vitaminen zu.

Sie können aus kostenloseren Proben ersehen, wie die Kalknährmittel sind und wie Ihr Kindchen sie verträgt. Verlangen Sie diese Proben und Broschüre von Opel-Zwieback, Leipzig-Süd. Für weiteren Gebrauch erhalten Sie in Apotheken und Drogerien Opel-Mehl 375-Gramm-Dose M 1,44, 3/5-Dose 90 Pf.; Opel-Zwieback 90-Gramm-Rolle 27 Pf.

Denken und Raten

Einzel 20 Pfg., monatlich 75 Pfg.

Probeheft kostenlos! VERLAG SCHERL, Berlin SW 68



Perwachs nur Perwachs
PW-83a
Klarer
reiner Tannenduft

Perwachs in Originaldosen - Niemals los!

Hersteller: Thompson-Werke G. m. b. H., Düsseldorf

Bad Wildungen für Niere u. Blase Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur:
bei Nierenleiden,
Harnsäure, Eiweiss,
Zucker

Badeschriften
sowie Angabe billiger
Bezugsquellen für das
Mineralwasser durch die
Kurverwaltung

Die Sanatoriumsleiterin

Von Dr. Olga Bloch

Krankenhäuser und Sanatorien werden bei uns in Deutschland seit der Nachkriegszeit in Hülle und Fülle gebaut. Manch ein Neubau karitativer Art gibt ganzen Stadtteilen, selbst kleinen Ortschaften, das eigentliche Gepräge, die eigentliche Bedeutung. Es geschieht heute, daß Menschen weit eher in ein Sanatorium gehen als in einen Erholungsort, sei es daß ihr Befinden in Gesellschaft anderer eher eine Besserung erfährt — also aus psychologischen Gründen suchen die Kranken diesen Betrieb auf —, sei es, daß sich überhaupt der Begriff „Sanatorium“ in unserer Gegenwart mehr in den Begriff Erholungsstätte umgewandelt hat. Ganz außerhalb stehen selbstverständlich die Heime und Institute, die als „geschlossene“ Anstalten fungieren, die einerseits sanatoriumsähnlichen Charakter, andererseits jedoch das Gepräge von eigentlichen Krankenanstalten, das heißt zur Aufnahme Schwekerkranker bestimmt, tragen.

Frauen begegnen uns jetzt häufig als Leiterinnen von Sanatorien, berührt sich doch ihre Tätigkeit vielfach mit den der Frau eigenen Fähigkeiten, ist doch ihr Amt als Sanatoriumsleiterin eingestellt auf Einfühlungsgabe und Takt, auf Menschenkenntnis und praktischen Sinn. Die Frau, die heutzutage ein Gebäude mietet oder sich schaffen läßt zur Eröffnung eines Betriebes, muß kaufmännisch orientiert sein, denn nur so kann sie mit dem rechten Überblick ermessen, ob sich schon rein baulich gezehen Möglichkeiten der Rentierung des Unternehmens ergeben können. Gerade in einem Sanatorium müssen die Wände doppelt und dreifach verstärkt sein, man darf keinen ruhestörenden Lärm feststellen, gärtnerische, bequem von dem Patienten zu erreichende Anlagen und Sportplätze müssen allen modernen Anforderungen genügen usw. Es liegt auf der Hand, daß bei dieser weiblichen Tätigkeit die repräsentativen Fähigkeiten den eigentlichen beruflichen Leistungen gleichgeordnet sind. Nur wer über ein großes Maß von gesellschaftlichen Verbindungen und Empfehlungen verfügt, wird es unternehmen, ein Sanatorium zu eröffnen. Die Frau, die darangeht, Ärzte und Krankenschwestern, Angestellte aller Art, Wirtschafterinnen, Hausmädchen, Chauffeure anzustellen, muß wissen, wie sie Menschen zu behandeln hat, die andererseits wieder auf den Sanatoriumsbetrieb eingestellt sein müssen: auf die kleinen Launen, Stimmungen und Eigenheiten der Patienten. Ist das Unternehmen sehr besucht, so kommt die Leiterin oftmals nicht zu den kaufmännischen Dingen. Für ihre Steuerangelegenheiten, für alle Kartothekarbeit, für die Buchhaltung überhaupt werden dann ebenfalls noch Kräfte benötigt, so daß sich der

Spesenapparat allein schon erheblich erhöht. Wer heute in ein Sanatorium kommt, muß von der Leiterin in Empfang genommen werden, und es bewahrheitet sich hier das vielzitierte Wort, daß es darauf ankommt, wie der Empfang der Patienten wäre; denn so gestalte sich auch ihr weiterer Aufenthalt. Mehr als in einem anderen Berufe ist das Gesellschaftliche von Wichtigkeit; die Sanatoriumsleiterin muß es verstehen, die richtigen Menschen miteinander bekannt zu machen, sie, falls sie sich an gemeinsamen Mahlzeiten beteiligen und nicht in ihren Zimmern die Mahlzeiten einnehmen, an die verschiedenen Tische zu gruppieren, sie muß Sinn für die ausgefallenen Kleinigkeiten haben, die das Wohlbefinden der Rekonvaleszenten erhöhen, kurzum, sie muß für Unterhaltung der Gäste in weitestgehendem Maße sorgen.

Aber neben diesen repräsentativen Pflichten stehen die, die mit der Pflege der Patienten engstens zusammenhängen. So mannißt wie in einem Sanatoriumsbetrieb die Gäste sind, die hier Erholung suchen, so mannißt ist auch die Art ihrer Betreuung. Nur die wenigsten von ihnen sind so weit gesund, daß allein Ruhe und gute Luft, Entspannung von einer anstrengenden Umwelt und dergleichen für ihre Genesung erforderlich sind. In den meisten Fällen bedarf es einer besonderen Kur, deren Befolgung Krankenschwestern und Helferinnen erledigen. In den allermeisten Fällen jedoch einer besonderen Diät. Hier ist es immer von Vorteil, wenn die Leiterin des Instituts selbst über die Dinge Bescheid weiß, die in unserer Gegenwart eine ganz besondere Bedeutung errungen haben. Soviel Krankheiten — soviel Diäten. Manche Patientin muß vegetarisch leben, manche muß rohstoffmäßig leben. Immer muß die Leiterin Bescheid und sich im Zweifelsfalle zu helfen wissen. Zwar gibt es jetzt noch keinen staatlich festgelegten Ausbildungsgang für die Diätassistentin, aber allerhand Möglichkeiten stellen sich gerade für die in den Sanatoriumsdienst tretende Frau als nützlich dar. Man kann ein Jahr lang eine Haushaltungs- oder eine Frauenschule besuchen und dort praktische Erfahrungen sammeln, danach drei Jahre praktisch tätig sein, sei es im Haushalt, im wirtschaftlichen Großbetrieb oder im landwirtschaftlichen Großbetrieb. An das dreijährige Praktikum schließt sich ein Jahr Besuch eines Haushaltspflegerinnenseminars an, und es erfolgt dann die Abschlußprüfung als Haushaltspflegerin. Als solche kann dann die Frau unserer Tage ein einjähriges Praktikum an einem Sanatorium, das sich ausschließlich als Diätsanatorium erweist, ablegen und die staatliche Abschlußprüfung als Diätassistentin absolvieren. Einen eigentlichen Lehrgang gibt es noch nicht. Vertrautheit mit den Diätfragen ist für die Sanatoriumsleiterin erforderlich, eine abgeschlossene Ausbildung nicht notwendig.

Weisse Zähne
Reiner Atem: **BIOX-ULTRA** die sparsame
rein deutsche **ZAHNPASTA**



Das deutsche Verjüngungsbad
Heilbad 34-37° c. - Luftkurort, JSCHIAS, NERVEN
430 - 750 m ü. d. M.
BERGBAHN RHEUMA
GICHT Kurverein Wildbad und alle Reisebüros,
in Berlin auch im Wildbad-Kiosk bei der Gedächtniskirche neb. Rankestr. 1 (Tel: Bismarck 3506)

Der Stellenvermittler

der „Gartenlaube“
wird an stellungsuchende Hausangestellte
kostenlos versandt!

Verlangen Sie im Bedarfsfalle Zusendung von der Anzeigen-Abteilung
der „Gartenlaube“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35. — Für Porto-
auslagen sind 20 Pfg. (in Briefmarken) einzusenden. — Die Zu-
sendung des „Stellenvermittlers“ erfolgt für die Dauer von 5 Wochen.

Bad-Nauheim

Weitere Ermäßigungen bei Einkommen
unter 4000 RM (nach besonderen Richt-
linien). Auskunft hierüber Kurverwaltung

Auskunftsstelle Bad Nauheim, Berlin W 62,
Bayreuther Str. 36 Hp., Tel. B 5 Barb. 3098

HERZ — RHEUMA

Arterienverkalkung, Bronchitis,
Rückenmarks- und Nervenleiden.

Volle Pension von 4.— RM an

**Wesentliche Senkung
von Bäderpreisen**

Der Radio-Doktor

Die Familie der Radioröhren

Haben wir nach der Beschreibung des „Radio-Doktor“ im vorigen Heft der „Gartenlaube“ alle Röhren in unserem Empfänger genau notiert, so gilt es nun, festzustellen, welche davon schadhaft ist; denn man kann kaum annehmen, daß alle Röhren auf einmal betriebsunfähig geworden sind. Das kommt nur äußerst selten vor. In den meisten Fällen wird nur eine einzige Röhre beschädigt oder ausgebrannt sein. Trotzdem ist dadurch der Apparat restlos außer Betrieb gesetzt.

Wir können ohne Meßinstrument niemals feststellen, welche Röhre zerstört ist; denn man kann den modernen Röhren nicht mehr ins Herz hineinsehen, weil sie entweder einen grau oder kupferartig schimmernden aufgespritzten Metallmantel tragen oder einen schwarzglänzenden Überzug im Innern des Glaskolbens. Im letzteren Falle könnte man auf den Gedanken kommen, die Röhre wäre schon recht alt und verbrannt. Das trifft aber nicht zu; denn die Magnesium-Verspiegelung im Innern des Glaskolbens, die der Röhre das schwarzverbrannte Aussehen verleiht, ist absichtlich gegen Ende der Herstellung angebracht worden, um eine Sicherheit für die Haltbarkeit des Hochvakuum zu erzielen.

Manche Röhren haben drei Beine, andere vier oder fünf Beine, und wieder andere eine Seitenschraube am Sockel oder oben am Kopf des Glaskolbens einen Anschlußkontakt. Dreibeinige Röhren sind sogenannte Einweggleichrichter. Vierbeinige Röhren können Batterieröhren oder Gleichrichterröhren sein, unter Umständen auch Endröhren (sogenannte Pentoden), wenn sie auf der Seite noch eine Anschlußschraube haben. Fünfbeinige Röhren sind netzgeheizte Röhren oder können auch Pentoden sein. Der fünfte Stecker sitzt in der Mitte und führt wie alle übrigen ins Innere des Glaskolbens zu einer der verschiedenen „Elektroden“, meist zur sogenannten „Emissionskathode“. Später wird es auch noch Röhren mit sechs Anschlüssen geben, die man „Hexoden“ heißt. — Also schauen Sie bitte die Röhren genau an und beachten Sie den Grundsatz: Nur gleichartige Röhren dürfen gegeneinander ausgewechselt werden! —

Je nach dem Verwendungszweck unterscheidet man Hochfrequenz-Verstärker-, Audion-, Niedrfrequenzverstärker-, Endröhren und Gleichrichterröhren. Neuerdings kommen hierzu auch noch Binoden, Hexoden und andere Spezialtypen für besondere Zwecke.

Welche Funktion die einzelne Röhre in unserem Empfänger erfüllt, kann man auch beim Öffnen des Gerätes als Laie nicht immer einwandfrei erkennen, weshalb es das beste ist, wenn wir beim Austausch einer Röhre alle Röhren durch den Radiohändler untersuchen lassen.

Ob eine Röhre noch brauchbar ist oder nicht, hängt zunächst von ihrer Emission ab (der Menge der Elektronen, welche die Heizfaden auswirft), dann von ihrem Isolationszustand und schließlich vom Gasgehalt. Emission, Isolation und Gasgehalt sind alles Dinge, die man selbst nicht nachmessen kann! So kommt es, daß sich manche Leute darüber wundern, wenn eine Röhre plötzlich nicht mehr arbeitet, obwohl der Faden noch glüht — oder andererseits eine Röhre gut arbeitet, ohne daß man etwas vom Glühen des Fadens sieht. Es stecken eben doch mehr Geheimnisse hinter der Radioröhre, als sich der Laie vorstellt, und darum muß ja auch eine Radioröhre viel teurer sein als eine Glühlampe!

Ober die Röhrenfamilie könnte man noch lange plaudern. Aber wir wollen uns auf das für den Radiohörer Nötigste beschränken, und im nächsten Aufsatz nur noch über Schirmgitterröhren und Pentoden sprechen. Kpr.

Kein Fallen und Wackeln falscher Zähne!

Kein Besitzer falscher Zähne braucht nunmehr durch deren Fallen oder Rutschen im unrechten Moment in Verlegenheit zu geraten. Beseitigen Sie diese Befürchtung! Ein wenig „Dentofix“-Pulver hält das Gebiß für den ganzen Tag fest, sicher und bequem. Verhüttet unangenehmen Gebißgeruch. Versuchen Sie es noch heute. Preis per Streudose nur M. 1.00. In Drog. u. Apoth. oder, wenn noch erhältlich, direkt. Muster gegen 30 Pf. in Marken. F. Hilgers & Co., G 3, Niederlahnstein, Rh.

PALMA
SCHUH-
PFLEGE
fabelhaft
für jeden Schuh

In Tuben, Dosen und Flaschen
in allen Schuh- u. Lederhandlungen erhältlich.
Jeder Versuch führt zur dauernden Benutzung.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig S 3

AMOL alt bewährt
bei Rheuma, Ischias, Kopfschmerzen, Nerven- u. Erkrankungen, Ermüdung u. Strapazen. In Apotheken und Drogerien.
1 Dose, 3 Bins., 1 Reif., 6 Gitter., 6 Bins., 1 Dose, 14 Bins., 400 Baff., 600 Spirit. 18/14 Bins., 400 Baff., 600 Spirit.

Kostüm aus Fresko bleu
Bluse Crêpe Marocain gestreift
beide Indanthrenfarbig

Indanthrenfarbige Stoffe sind deshalb
so bevorzugt, weil sie unübertroffen
waschecht, lichtecht, wetterecht sind.



Indanthren

Salzwedeler Baumkuchen

Ein passendes Geschenk zu jeder festlichen Gelegenheit

Scherenikone

Baumkuchen von 3 Pfund an,
pro Pfund RM 3.20 ab hier.
Preisliste gerne zu Diensten.
Vereinigte Salzwedeler
Baumkuchenfabriken,
Salzwedel.
Fernruf 745 und 491.

Meyers Lexikon

12 Bände Neueste Auflage zu
kaufen gesucht. Zuschriften u.
Scherl-Vertret. 55, Leipzig — 8.3.

KROPF
Bekämpfung u.
Heilung durch
Kräuterkuren
Broschüre
gratis
F. HASTREITER
Neugemerling 301 Münch.



Packung Krafts Knäckebrot zum halben Preis als Probe erhalten. Ersparnis also: die Hälfte

An die ersten Deutschen Knäckebrotwerke Dr. W. Kraft
Burg bei Magdeburg Postfach 1
Bitte senden Sie mir kostenlos den angebotenen Gutschein
für ein Original-Paket Krafts Knäckebrot zum halben Preis

Name: _____

Adresse: _____

Dieser Abschnitt gilt nur bis zum 24. Mai 1933

H 5

18/III

Skat

Aufgabe Nr. 85

Es wird Zwangssatz gespielt, bei dem auf das Ganze gegangen werden kann. C hat folgende Karten: Karo Buben, Kreuz: König, 7, Pik: König, 7, Herz: König, Dame, 8, Karo: 9, 7. Er erhält von B Kreuz und Pik Dame.

Aufgabe: Welche Karten legt C weg?

Lösung der Skataufgabe Nr. 84

X hat im Skat Pik Buben und Pik 7 gefunden. Pik 7 kann er nicht gehabt haben, weil er sonst Null ouvert aus der Hand gespielt hätte, Pik Buben nicht, weil er dann den Skat nicht aufgenommen, sondern Pik aus der Hand gespielt hätte.

Silbenrätsel

29968

a — am — bau — be — ben — ber — bes — beth — brük — büch — chen — e — e — e — gau — ge — ge — geu — gi — glöck — he — in — in — ju — ke — kla — leh — lie — lo — mac — mahl — mann — me — mer — nar — ner — nus — o — o — pe — pol — ra — rei — ri — roll — schnee — schnup — schuh — schwal — schwanz — se — sels — spons — stern — ter — ter — trie — u — vall — wind — zau — zi

Aus vorstehenden 62 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Shakespeare ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Schiffskohbold, 2. Gedächtnistüze, 3. Zwischenraum, 4. Wasserpfeife, 5. Zweig der

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“ Einzelnummer 20 Pf., monatlich 75 Pf., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

Mathematik, 6. Sportgerät, 7. Passionsspielort, 8. Schmetterling, 9. fahrendes Volk, 10. Drama von Shakespeare, 11. der Gott der Schönen Künste, 12. Planet, 13. Festessen unter Offizieren, 14. Schußwaffe, 15. Lebensgefährte, 16. Beleidigung, 17. Frühlingsblume, 18. die Schwarze Kunst, 19. Himmelserscheinung.

1	2	3	4	5	6		
7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36	37	38
39	40	41	42	43	44	45	46
47	48	49	50	51	52	53	54

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Erkältungerscheinung	23	45	6	17	2	3
2. Streichinstrument		1	2	4	15	5
3. Gewässer			19	10	22	23
4. Zeitmesser				45	34	14
5. Jahreszeit	9	13	28	18	5	35
6. Laubbbaum		5	7	48	49	8
7. Teil des Hauses		32	16	12	8	30
8. Niederschlag		35	20	37	25	40
9. Rauchabzug			25	11	21	27
10. Teil des Eies	26	16	31	50	29	39
11. Raubfisch				51	52	24
12. Destillationsprodukt			54	36	38	14
13. Mißgunst		46	36	47	44	
14. lebenswichtige Flüssigkeit	41	42	43	53	33	35

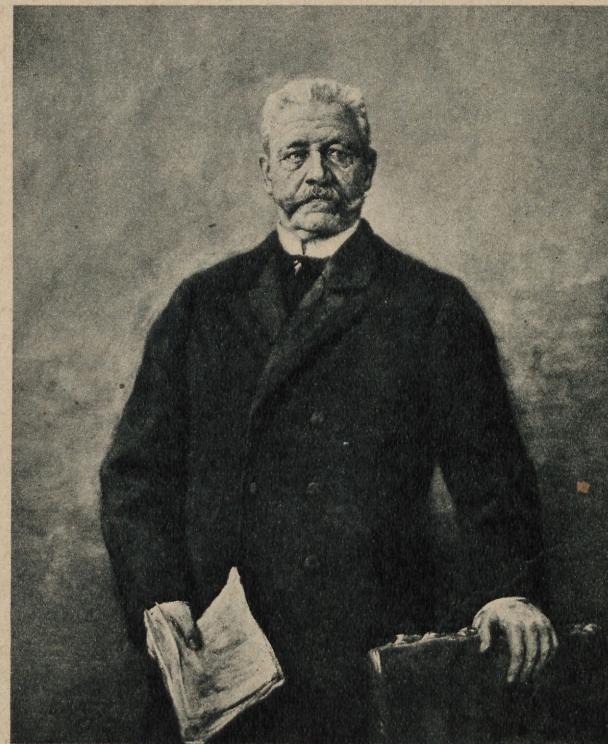
Was ist dieser Musiker?

Wenn seine Nummer ist vorbei,
Verzehrt er „gern“ ein „Spiegelei“.

29507

Auslösungen aus Nr. 17

Kästenrätsel: 1. Murat, 2. Adria, 3. Dekan, 4. Arena, 5. Guben, 6. Arosa, 7. Stier, 8. Kapri, 9. Archiv, 10. Romeo. — Madagaskar; Tananarivo. Kästen-Spiral-Silbenrätsel: Überall ist eine Freudenblume in den Kranz des Lebens eingereiht. — 1. Indien, 2. Dugend, 3. Bauhen, 4. Inster, 5. Ebene, 6. Treuse, 7. Bremen, 8. Befeler, 9. Latoran, 10. Fuellen, 11. Gesicht, 12. Neigen, 13. Klinger, 14. Urundi.



Prof. Hugo Vogel

67:54 cm M. 12.—, 48:39 cm M. 8.—

Kupferätzung



Hans Weyl

73:57 cm M. 20.—

Orig.-Radierung

Gute Bildnisse des Reichspräsidenten

aus dem

KUNSTVERLAG SCHEERL, BERLIN SW 68

Man verlange Katalog ~ Teil 4 ~ gegen 50 Pfennig

Karreerätsel

(Gesellig geschügt)

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 54 fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von Gellert.